

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Straßburger neueste Nachrichten. Hauptausgabe. 1940-1944 1944

2.7.1944 (No. 180)

NEUESTE NACHRICHTEN

AMTLICHE TAGESZEITUNG DER NSDAP.

REGIERUNGSANZEIGER FÜR DAS ELSASS



Sonntag, 2. Juli

Verlag: Oberrheinischer Gauverlag und Druckerei GmbH, Straßburg, Blauwolkengasse 17/19. Fernruf für Orts- u. Ferngespräche: 2 59 00 bis 2 59 04. / Postscheckkonto: Straßburg Nr. 159 76. / Die „Straßburger Neueste Nachrichten“ erscheinen 1mal wöchentlich als Morgenzeitung.

Bezugspreis: Durch unsere örtlichen Vertriebsstellen monatlich 1,90 RM, zuzügl. 30 Rpf. Trägerlohn. Durch die Post zugestellt monatl. 2,20 RM, zuzügl. 42 Rpf. Zustellungsgebühren. Einzelpreis: wochentags 10 Rpf., sonntags 15 Rpf. Anzeigenschluß 15 Uhr am Vortage des Erscheinens.

Der Held von Narvik tödlich verunglückt

Der Führer nimmt Abschied von Generaloberst Dietl

Feierlicher Staatsakt für den heimgegangenen vorbildlichen Soldaten — Das Eichenlaub mit Schwertern für den toten Heerführer

* Aus dem Führerhauptquartier, 1. Juli. Generaloberst Dietl ist am 23. 6. 1944 bei einem Flugzeugunfall ums Leben gekommen.

Der Führer erließ zum Tode des Generaloberst Dietl folgenden Tagesbefehl:

Am 23. Juni 1944 ist Generaloberst Dietl bei einem Flugzeugunfall tödlich verunglückt.

Als hervorragender Soldat im Ringen um unser nationalsozialistisches Großdeutschland hat sich Generaloberst Dietl besonders im Kampf um Norwegen und Finnland ausgezeichnet und seine Männer von Sieg zu Sieg geführt.

Unvergesslich wird sein Kampf um Narvik bleiben, gegen stärkste Übermacht des Feindes und unter härtesten Bedingungen.

Generaloberst Dietl wird für alle Soldaten und für das ganze deutsche Volk der Inbegriff des Glaubens an unser nationalsozialistisches Deutschland und seinen Sieg sein. Ein Vorbild unachgiebiger Härte und nie erloschener Treue bis zum Tode.

Als Tapferster der Tapferen wurde ihm am 19. Juli 1940 als ersten Soldaten unserer stolzen Wehrmacht das



(Aufnahme: Archiv)

Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen.

Als fanatischer Nationalsozialist hat sich Generaloberst Dietl in unwandelbarer Treue und leidenschaftlichem Glauben seit Beginn des Kampfes unserer Bewegung für das Großdeutsche Reich persönlich eingesetzt.

Ich verliere deshalb in ihm einen meiner treuesten Kameraden aus langer schwerer, gemeinsamer Kampfzeit.

Sein Name wird in seiner stolzen Gebirgsarmee weiterleben und darüber hinaus verbunden sein mit dem unserer tapferen finnischen Verbündeten. Er wird als Symbol dieser Waffenbrüderschaft gelten.

Seine Arme aber trägt seinen Stempel der opfermütigen Treue und des bedingungslosen Glaubens an den endgültigen Sieg.

In Würdigung seines immerwährenden heldenhaften Einsatzes verleihe ich dem Generalobersten Dietl das Eichenlaub mit Schwertern zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

In stolzer Trauer senkt das Heer vor seinem „Helden von Narvik“ die Reichskriegsflagge.

Im Westen reift die Entscheidung heran

Von FRANZ MORÄLLER

In dramatischer Steigerung treibt der Krieg seinem Höhepunkt zu. Fast möchte es scheinen, als sei alles, was seit seinem Beginn sich an ungeheurem Geschehen vollzogen hat, nichts anderes als Exposition und Vorbereitung dessen, was jetzt am Ende des fünften Kriegsjahres anhebt. Unter der atemlosen Spannung der ganzen Welt hat sich in den letzten Wochen der Vorhang über den letzten Akt des blutigen Welt dramas gehoben, und schon die ersten Szenen haben niemand im Zweifel darüber gelassen, daß die Entscheidungen, die jetzt herangereift sind, unabänderlich den Ausgang dieses weltumspannenden Ringens bestimmen werden.

Niemand ist sich über die Tragweite dieser Entscheidungen klarer als das deutsche Volk. Es gibt unter allen am Krieg beteiligten Nationen keine, für welche die Alternative zwischen Sieg und Niederlage unauweilichlicher und unmittelbarer die Bedeutung von Leben oder Tod hat, als Deutschland. Es gibt darum auch kein anderes Volk, das imstande und entschlossen wäre, ein größeres Maß an Tapferkeit, Willenskraft und Leistung in die Waagschale seines Geschicks zu werfen, als das unsere. Wir haben aus dem Munde unserer Gegner bereits Zeugnisse genug für das über-

raschte und betretene Erstaunen, welches ihnen die verbissene Zähigkeit und Schlagkraft der deutschen Bataillone des fünften Kriegsjahres überall dort bereiten, wo sie mit ihnen bisher die Waffen zu kreuzen hatten. Daß das, was für uns selbstverständlich ist, für unsere Gegner immer erneut zu einem Moment der Ueberberraschung wird, zeigt uns, daß ihnen der bittere Ernst dieses Krieges, wie ihn uns die letzten zwei Jahre in harter Schule gelehrt haben, immer noch nicht aufgegangen ist, und daß sie auf Grund einiger billiger Erfolge oder einer teilweisen materiellen Ueberlegenheit immer noch der gefährlichen Illusion huldigen, auch ohne den letzten Einsatz an Blut und soldatischer Energie durch glückliche Umstände oder durch ein plötzliches Versagen der deutschen Widerstandskraft zu einem überraschenden Sieg zu kommen.

Illusionen, die platzen, und Hoffnungen, die sich nicht erfüllen, sind in den Auswirkungen auf die innere Kraft kämpfender Nationen gefährlicher als verlorene Schlachten. Denn nichts wirkt lähmender auf den Willen als selbstverschuldete Enttäuschungen. Wir haben darum seit langem der Ueber-schwänglichkeit ebenso abgeschworen wie der Verzweiflung. Der ewige Opportunist ist uns um kein Haar sympathischer als der Defaitist. Denn beide entbehren der Haltung, die für das Bestehen jeder ernsthaften Belastung unerlässlich ist. Wer den Kopf allzuheftig in den Nacken wirft, kann sich dabei das Genick genau so gut brechen wie jener, der ihn so weit zu Boden hängen läßt, daß er Gefahr läuft, sich selbst auf dem Schlimps zu treten. Was wir heute für jede Betrachtung der Kriegslage von jedem einzelnen Deutschen erwarten müssen, ist jener nüchternen Realismus, mit welchem, wie sich heute zeigt, unsere Führung die Entwicklung des Krieges vorausgesehen und ihre Maßnahmen getroffen hat.

Klarsicht notwendiger denn je

Es hieße die politische Mündigkeit und das ausgeprägte militärische Verständnis unseres Volkes auf eine harte Probe stellen, wenn wir heute behaupten wollten, daß dieser Krieg genau so abgelaufen wäre, wie wir das von Anfang an berechnet und gewollt haben. Es wird sich vielleicht später einmal in einem höheren, historischen Sinne erkennen lassen, daß er nach seinem inneren Gesetz nur diesen und keinen anderen Verlauf nehmen konnte; allein heute, da wir jeden einzelnen Rückschlag mit Opfern und Anstrengungen sondergleichen bezahlen müssen, sind philosophische Spekulationen ein schlechter Trost. Wir sind nicht darauf aus, unbedingt den höchsten Preis für den Sieg zu bezahlen, wenn wir ihn billiger haben können, aber wir wissen zugleich, daß wir niemals davor zurückschrecken dürfen, auch das Höchste und Letzte für ihn aufzubieten, wenn es das Schicksal verlangt. Ein Volk, das dieses Bewußtsein nicht nur als theoretische Erkenntnis in sich trägt, sondern auch bereits in den schweren Prüfungen eines bald fünfjährigen Krieges bewiesen hat, daß es in der Tat fähig und gewillt ist, mit allem fertig zu werden, was ihm an Widerständen und Schwierigkeiten entgegentritt — ein solches Volk will nicht über gegenwärtige und kommende Belastungen und Schwierigkeiten mit phrasenhaften Beschönigungen hinwegtäuscht werden, sondern es verlangt mit Recht, daß man ihm die Lage so zeigt und schildert, wie sie in Wirklichkeit ist. Unsichtbare Hindernisse vermag kein Mensch zu überwinden; erst wenn sie erkannt sind, vermag er Mittel und Wege zu finden, mit ihnen fertig zu werden. Darum tut uns Klarsicht heute mehr denn je. Wir wollen uns höchstens noch im angenehmen Sinne überraschen lassen, nicht aber von dem, was unsere Gegner uns in den kommenden Wochen als „Ueberraschungen“ zugehacht haben. Wenn wir uns dabei noch im klaren sind, daß in diesem Kampfe kein Wunder ge-

Der Führer beim Staatsakt

Pünktlich zur festgesetzten Stunde trifft der Führer, dem vorher der Kommandeur des Ehrenbataillons die Trauerparade gemeldet hat, an der Stätte des Staatsaktes ein. Ihm folgt der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generalfeldmarschall Keitel.

Der Führer wendet sich den Angehörigen zu, drückt ihnen die Hand und begibt sich auf seinen Platz.

Die heroischen Klänge des Trauermarsches aus der „Götterdämmerung“ leiten den Staatsakt ein. Als die Musik verhallt, tritt Generalfeldmarschall Keitel vor und widmet dem toten Kameraden einen längeren Nachruf:

In seiner Ansprache sagte der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht: „Mein Führer!

Auf Ihr Geheiß sind mit den nächsten Angehörigen wir hier versammelt, um unserem Kameraden Generaloberst Dietl die letzte Ehre zu erweisen.

In tiefer Erschütterung steht Ihre Wehrmacht, mein Führer, und mit dieser das ganze deutsche Volk wiederum an der Bahre eines der größten Soldaten dieses Krieges. Unser Volk ist in dieser Kriegszeit hart geworden und nimmt Verlustmeldungen in soldatischer Haltung entgegen. Der Tod des Generalobersten Dietl aber bedeutet uns allen mehr als den Verlust eines hervorragenden Generals und Armeeführers.

Seit den unvergesslichen Tagen von Narvik ist er für Deutschland und seine Verbündeten die Verkörperung von Glaube und Wille, von kühnstem Willen und zähestem Aus-harren, von Tapferkeit und Draufgänger-tum geworden. Der Geist unerschütterlicher Zuversicht und souveräner Sicherheit, mit der er damals seine Soldaten zu erfüllen wußte, hat seit den Kampftagen um Narvik im ganzen deutschen Volk diesen einzigartigen Mann und sein Werk im schönsten und wahrsten Sinne des Wortes volkstümlich gemacht.

Ein unerbittliches Schicksal hat Generaloberst Dietl seinem Führer und seinem Vaterland in einem Augenblick ent-rissen, wo an allen Fronten unser Kampf für die Rettung und Sicherung Europas seinem Höhepunkt zueilt. Es ist eine ganz besondere Tragik, daß diese Kämpfennatur nicht den Tod auf dem Schlachtfeld inmitten seiner Soldaten finden durfte, sondern einem grausamen Unglücksfall zum Opfer fallen mußte. Das alles erfüllt uns mit bitterer Trauer. Aber gerade weil wir uns der ganzen Schwere des Verlustes bewußt werden, der uns betroffen hat, tritt die Gestalt des hingeschiedenen Generals mit der ganzen Leuchtkraft seiner Persönlichkeit vor unsere Seele. Wir, die wir sein Wesen kannten, sind uns bewußt, daß bei dieser Gedenkfeier

nie und nimmer Worte der Klage seinem Sinne gerecht werden. In der Stunde, in der wir von seiner sterblichen Hülle Abschied nehmen, kann in seinem Geist unser Gedanken nur einen Inhalt haben:

Den Ruf zu den Waffen, der Aufruf zur Tat, das Bekenntnis unzerstörbaren Glaubens an den Sieg unserer Sache und die aus tiefstem Herzen kommende Bekundung unerschütterlicher Treue zum Führer.

Mit elementarer Gewalt spüren wir das Vermächtnis, das Generaloberst Dietl uns hinterläßt, und die Verpflichtung, die das leuchtende Vorbild seines Lebens uns auferlegt. Einem der Treuesten unseres Führers hat die Vorsehung das Schwert aus der Hand gewunden, das er zu führen verstand wie nur wenige. Aber weil sein Leben von früher Jugend erfüllt und bestimmt war vom Dienst am Vaterland, wie das jugendliche Feuer seines Temperaments und sein zielklarer, vorwärtsdrängender Wille jede Truppe durchglühte, deren Führung ihm anvertraut war, so kann in der Stunde, in der wir uns anschicken, seinen Leib der Heimat Erde zu übergeben, die Parole nur lauten: Immer vorwärts!

Generaloberst Eduard Wolfrath Christian Dietl wurde am 21. Juni 1890 in Bad Aibling in Oberbayern geboren. Die

Heimat seiner Familie ist die Oberpfalz. Dort haben seine Vorfahren auf alten Bauernhöfen gelebt, dort ist der Name Dietl seit einem halben Jahrtausend urkundlich bezeugt. Vor 35 Jahren in Bamberg als Fahnenjunker in das 5. bayrische Infanterieregiment eingetreten, zog er als Leutnant und Bataillonsadjutant seines Stammregiments im August 1914 in den ersten Weltkrieg. Seine beiden Brüder fielen damals vor dem Feind. Er selbst wurde in denselben Tagen im Westen verwundet. Dennoch blieb der junge Offizier bei der Truppe. Bis Kriegsende kämpfte er an allen Brennpunkten der Westfront.

Die erste Begegnung mit Adolf Hitler

Der unglückliche Ausgang des Krieges vermochte den soldatischen Geist dieses Kämpfennatur und den Glauben an Deutschlands Wiederaufstehung nicht zu beugen. Schon im April 1919 finden wir ihn im Freikorps Epp im Kampf gegen den Bolschewismus.

Ein Jahr später war er Kompanieführer im Reichswehr-Infanterieregiment 19 in München. Dort trifft er zum ersten Mal mit dem Führer zusammen. Als damals einziger und im Regiment allein-stehender begreift der junge Kompaniechef mit heißem Herzen und in brennender nationaler Sehnsucht, was Adolf

England spricht nicht mehr vom raschen Kriegsende

Unsicherheit über den Zusammenhang von Invasion und Vergeltung — „Die deutschen Reserven sind gewaltig“

Hw. Stockholm, 1. Juli. Englisch-amerikanische Fotos von dem, was früher einmal Cherbourgs Hafen darstellte, erscheinen soeben in der schwedischen Presse und geben ein plastisches Bild von der Zerstörung, die dort an allen kriegswichtigen Objekten durchgeführt wurden. Man sieht nur eine wirre Masse von Trümmern und Schutt. Die feindlichen Meldungen bestätigen, daß die deutschen Streitkräfte nordwestlich Cherbourg ihren Kampf noch immer fortsetzen.

Von dem Kampf um Caen sagen die Engländer bemerkenswert wenig, außer allgemeinen Redensarten über allgemein kleinere Terraingewinne, die jedoch nicht näher erläutert werden. Die Engländer klagen über die heftigen deutschen Angriffe, die ihnen offenbar die sehr weitgehenden Pläne Montgomerys zerschlagen haben. Sie schieben einen Teil der Schuld am Mißlingen seiner großen Operationsabsicht auf schlechtes Wetter. Die Engländer setzen verzweifelte Anstrengungen daran, in den Besitz von Caen zu kommen, das sie am dritten Tag ihrer Invasion bereits einmal in der Hand zu haben glaubten, das ihnen aber durch

sofortige deutsche Gegenstöße wieder entrisen und seitdem kategorisch verweigert worden ist.

Die Engländer versuchen ihre Öffentlichkeit mit Behauptungen des Inhalts zu trösten, daß es für die Deutschen mit größten Schwierigkeiten verbunden sein müsse, die Stadt zu halten. Sie zeigen im übrigen einige Verwirrung darüber, daß die deutschen Streitkräfte immer noch nicht diejenigen Operationen vorgenommen haben, die sie selber erwartet und auf die sie offenbar ihre eigenen Pläne gegründet hatten. Sie wissen nicht, woran sie sind. Sie vermuten einen Zusammenhang zwischen der deutschen Taktik in der Normandie und dem Einsatz der „V. 1“, und das macht sie noch mißtrauischer.

Die Londoner Presse erörtert, um auf den Busch zu klopfen, die großen Möglichkeiten Montgomerys, die ihm offen stehen würden, wenn er Caen eines Tages erobern könnte. Sie kombiniert fieberhaft um Rommels Pläne und gibt im übrigen den neutralen Journalisten in London die Stichworte für ihre eigenen Kombinationen, in

denen natürlich die Engländer schon beinahe ans Ziel und die Deutschen kurz vor dem Ende ihrer Weisheit stehen. Man tröstet dem „Stockholm Tidningen“ zufolge mit der Versicherung, daß Eisenhower mit sämtlichen Trümpfen in der Hand da sitze und Montgomery eine rechte Offensivfront errichtet habe und daß neue Armeen in England bereit liegen, um ins Feuer geworfen zu werden. Aber das Bedenkliche ist, daß die Deutschen dieses Feuer derart nachhaltig unterhalten, nicht nur gegen England in der Gestalt der „V. 1“-Offensive, sondern auch gegen die englisch-amerikanischen Expeditionstruppen. Zum anderen wird selbst der schwedische Gewährsmann in London ein wenig nachdenklich. Er meint etwas mißbilligend, vorsichtigere Stellen in London ständen dem Gedanken an ein rasches Kriegsende scharf abweisend gegenüber. Die deutschen Reserven seien gewaltig und die Soldatenmoral gut, was — wie man in London sagt — in der Normandie klar erwiesen wurde.

Generaloberst Dietl im Norwegenfeldzug

schiebt, das wir nicht selbst wirken, dann haben wir die richtige Einstellung zu dem, was uns bevorsteht.

Mehrfrontenkrieg in der Form des Einfrontenkrieges

Das hervorstechendste Merkmal der gegenwärtigen Gesamtlage ist, daß es unseren Feinden gelungen ist, uns den Mehrfrontenkrieg, den wir von Anfang an nach Möglichkeit zu vermeiden trachteten, aufzuzwingen. Er bestand zwar potentiell vom ersten Kriegstage an und erst recht, seitdem der Bolschewismus auf der Bühne des Kriegsgeschehens auftrat. Aber immer gelang es der deutschen Führungskraft, eine gleichzeitige Auseinandersetzung mit mehreren Gegnern an weit auseinanderliegenden Fronten zu vermeiden. Sie bewährte sich dadurch die Freiheit des Handelns, mit gesammelter Kraft den nächsten Gegner erst dann anzunehmen, wenn der vorhergehende durch die gleiche Konzentration bereits ausgeschaltet war. Es war mithin von Anfang an der Grundsatz der deutschen Strategie und der Schlüssel ihrer Erfolge, auch den Mehrfrontenkrieg in der Form des Einfrontenkrieges zu führen. Während sie mit harten Schlägen nacheinander die militärische Macht des polnischen Raubstaates zerschmetterte und ein halbes Jahr später den skandinavischen Norden sicherte, kämpfte sie im Westen mit einem Minimum eigener Kräfte - hinhaltend in den Bunkern des Westwalls, um wenige Wochen darauf mit ihrer gesamten militärischen Macht aus ihnen hervorzubrechen und den bis dahin stärksten Gegner, Frankreich, endgültig aus dem Rennen zu werfen. Nach dem Zwischenstadium im Südosten stand wiederum das Gros der deutschen Wehrmacht in voller Stärke bereit, um sich dem anrollenden bolschewistischen Koloss entgegenzuwerfen. Wir dürften damals nach allem, was über das raffiniert getarnte militärische Potential der Sowjets bekannt war, die berechtigte Hoffnung hegen, auch diesen Gegner auszuschalten, ehe das schmählich vom Kontinent vertriebene England und die immer hastiger hinter dem Krieg herlaufenden USA, zu einem militärischen Eingreifen in der Lage sein könnten. Daß diese Rechnung als einzige im Ablauf des gesamten Krieges trag, ist heute offenkundig. Aus ihre resultieren seit dem Beginn des Jahres 1943 sämtliche Schwierigkeiten und Rückschläge, die sich für die deutsche Kriegführung ergaben, und nur sie, nicht etwa eine besonders kluge und geschickte strategische Planung unserer westlichen Gegner, führten zwangsläufig zu der gegenwärtigen gespannten Situation.

Die Initiative stets in deutscher Hand

Solange wir nach allen Seiten mit freiekämpfem Rücken und höchster militärischer Konzentration antreten konnten, war die deutsche Führung in der Lage, den Vorteil der inneren Linie bis in die entferntesten Räume ohne Bedenken auszunützen. Daß die Plutokratie, während der deutsche Soldat bei Stalingrad bereits die Wolga erreicht hatte, mit seinem Terror eine Luftfront gegen die deutsche Heimat zu errichten begann, vermochte an dieser Lage ebenso wenig zu ändern wie die sich langsam steigenden Kämpfe in Nordafrika. Wohl aber mußte die deutsche Führung mit dem wachsenden, aus den Rüstungsfabriken zweier Weltreiche gespeisten militärischen Potential der Westmächte und der damit langsam greifbare Formen annehmenden Drohung einer Invasion an den Westküsten des Kontinents zu rechnen beginnen, und demnach ihre strategischen Dispositionen auf lange Sicht treffen. Heute vermögen wir rückblickend manches zu verstehen, was uns vor zwei Jahren vielleicht manchmal unbegreiflich erschien. Es wird einmal als eine der größten, in den geheimnisvollen Räumen des Wehrmachtführungsstabes gefallenen Entscheidungen dieses Krieges zu gelten haben, daß sich damals Deutschland in der Grenzlosigkeit des Ostens nicht zu Tode siegte, denn nichts anderes wäre dann das Ergebnis des Stoßes gewesen, der eines Tages - und dieser Tag wäre heute gekommen! - von den hochgerüsteten Invasoren gegen unseren fast ungeschützten Rücken geführt worden wäre. Mit einer Deutlichkeit wie nie zuvor vermögen wir heute zu erkennen, wie gut es ist, daß dieser Krieg nicht nach den genialen Eingebungen kleiner Stammtischstrategen und kurzsichtiger Kritiker ohne jeden Einblick in seine weltumspannenden Zusammenhänge geplant und geführt wird, sondern von der leidenschaftlichen Voraussicht des Führerhauptquartiers, das keinen Augenblick in der naheliegenden Gefahr war, den Feldzug im Osten vielleicht unter Einsatz aller Reserven im vergangenen Jahr zu einem siegreichen Ende zu führen, dafür aber in diesem Jahr um so sicherer im Westen den Krieg zu verlieren.

Wenn wir uns das vor Augen halten, dann bekommt der Rückzug von der Wolga zum Dniestr auf einmal ein ganz anderes Gesicht. Denn dann wird uns klar, daß zu einer Zeit, da wir wie hypnotisiert nach Osten als dem einzigen aktiven Kriegsschauplatz blickten, sich das Schwergewicht der Kriegspläne längst nach Westen verlagert hatte, eine Verlagerung, der in der Folgezeit in immer größerem Maß die Ausrichtung der Rüstungsproduktion ebenso folgte wie die Bereitstellung der operativen und strategischen Reserven. Die mit ungeheuren Blutopfern

(Fortsetzung der 1. Seite)

Im Polenfeldzug 1939 Kommandeur der 3. Gebirgsjägerdivision überschreitet Generalmajor Dietl mit seinen Gebirgsjägern unter erfolgreichen Kämpfen auf dem deutschen Südflügel der Karpaten. Im Norwegen-Feldzug aber wird der Name Dietl nicht nur für das deutsche Volk, sondern weit darüber hinaus für die ganze Welt zu einem Symbol. In einem einzigartigen Unternehmen unerhörter Kühnheit dringen seine ostmärkischen Gebirgsjäger nach stürmischer Seefahrt von mehr als 2000 km, unterstützt von den tapferen Zerstörerbesatzungen der Kriegsmarine am 9. April 1940 in Narvik ein und besetzen den wichtigsten Stützpunkt und Erzhafen.

Auf scheinbar verlorenem Posten, abgeschnitten von der Heimat und fast jeder Versorgung, weit abgesetzt und unerreichbar von den übrigen in Norwegen operierenden deutschen Truppen, hält Dietl unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen zwei Monate lang gegen die ununterbrochenen Angriffe einer erdrückenden Uebermacht von Land und See her unerschütterlich stand.

Alle Gedanken des deutschen Volkes sind bei ihm und den Truppen in Narvik, als am 10. Juni das Oberkommando der Wehrmacht in einer Sondermeldung bekanntgibt: „Der heldenhafte Widerstand, den die Kampfgruppe des Generalleutnants Dietl seit vielen Wochen, vereinsamt unter den schwersten Bedingungen, in Narvik gegen eine überwältigende feindliche Uebermacht geleistet hat, erhielt heute seine Krönung durch den vollen Sieg. Ueber Narvik weht endgültig die deutsche Kriegsflagge.“

In einem Blockhaus bei Narvik erreicht den Generalleutnant Dietl am 9. Mai durch Funkspruch die Nachricht, daß der Führer ihm das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen hat. Am 13. Juni würdigte der Führer in einem Tagesbefehl an die in Norwegen im Einsatz stehenden Soldaten seine Taten mit den Worten: „Dem Generalleutnant Dietl spreche ich für das ehrenvolle Blatt, das er dem Buch der deutschen Geschichte eingefügt hat, den Dank des deutschen Volkes aus.“

Einer der volkstümlichsten Männer Deutschlands

Seit diesen Tagen ist Dietl einer der bekanntesten Generale der deutschen Wehrmacht und einer der volkstümlichsten Männer Deutschlands geworden. In seiner über großen Bescheidenheit lehnt er alle Ehrungen und Kundgebungen ab mit dem Bemerkten, alles sei nur der Leistung seiner Truppe zu verdanken; nicht über ihn, sondern über seine tapferen Jäger und Matrosen möge die Presse der Öffentlichkeit berichten.

Die stolzeste Anerkennung aber wurde ihm in der denkwürdigen

Reichstags Sitzung vom 19. Juli 1940 aus dem Munde des Führers zuteil: „Das Wort »Narvik« wird in der Geschichte für immer ein herrliches Zeugnis sein des Geistes der Wehrmacht des nationalsozialistischen Großdeutschen Reiches.“

Jubel ohnegleichen umbraust den Helden von Narvik, als der Führer bekanntgibt, er befördere ihn in Anerkennung seiner einmaligen Verdienste zum General der Gebirgstruppen und verleihe ihm als erstem Offizier der deutschen Wehrmacht das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

Wenn wir uns heute in dieser Stunde des Abschieds fragen, worin das Geheimnis der faszinierenden Wirkung dieser einzigartigen Führerpersönlichkeit gelegen hat, so ist es in erster Linie die selten enge Verbundenheit mit der Truppe gewesen, die ihn zum Vater seiner Soldaten machte und die Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften seiner Armee so fest an ihn band. Es war die soldatische Kraft seiner im Nationalsozialismus fest verwurzelten Persönlichkeit, die sich unmittelbar auf die übertrug, die unter seiner Führung standen. Zur Zeit der schwersten Kämpfe war Dietl Tag und Nacht unter seinen Männern, an den vordersten Stützpunkten, bald hier bald dort tauchte er unerwartet auf. Sein sportgestählter Körper konnte keine Schonung; was er von der Truppe verlangte, forderte er zuerst von sich. In allen soldatischen Tugenden war er ihr Vorbild. In seiner Herz-

lichkeit, Schlichtheit und Bescheidenheit, mit der er die eigene Person immer hinter der Aufgabe zurücktreten ließ, verkörperte er zugleich den Inbegriff bester deutscher Art.

Zu Beginn des Feldzuges gegen die Sowjetunion trat Dietl an der Spitze deutscher und finnischer Truppen im nördlichsten Abschnitt der finnischen Front zum Angriff an. In Kämpfen von unerhörter Härte und Ueberwindung größter Geländeschwierigkeiten gewann er den Isthmus zur Fischerhalbinsel und Lizaabschnitt. An dieser Front zerschlug er in oft schweren Abwehrkämpfen jeden Versuch der Bolschewisten, nach Nordfinland einzubrechen.

Mit seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber der in Finnland kämpfenden Gebirgsarmee und seiner im Sommer 1942 folgenden Beförderung zum Generalobersten bezeugte der Führer ihm aufs neue hohe Anerkennung und ein besonderes Maß an Vertrauen. Die Verehrung seiner Soldaten, die Liebe des deutschen Volkes und die Achtung der finnischen Armee haben ihn in all den Jahren in immer wachsendem Maße umgeben. Neue verantwortungsvolle Aufgaben auf dem finnischen Kriegsschauplatz warteten seiner. Der ihm vom Führer erteilte Auftrag erfüllte ihn mit höchstem Stolz und größter Zuversicht. Die Ausführung hat ihm das Schicksal verwehrt.

Am 14. November 1943 sprach Generaloberst Dietl von den Stufen der Feldherrnhalle zum deutschen Volke. Das Beispiel des deutschen Frontsoldaten, der in allen Lagen durchgehalten

habe und durchhalten werde, stellte er den zahlreich versammelten Hörern vor Augen. Seine Ansprache klang aus einem Treue- und Glaubensbekenntnis zum Führer mit den Worten: „Je schwieriger die Lage, desto mehr vertraue ich ihm!“ Wir nahmen in dieser Stunde diese Worte unseres Generalobersten Dietl als sein politisches und soldatisches Vermächtnis. Der Führer und das deutsche Volk haben einen treuen Diener verloren. Ueber das Grab hinaus wird unauslöschlich der Dank sein Gedächtnis begleiten, der Dank für ein Leben der Treue, für ein Leben für Deutschland und für seinen Führer.

Er war und bleibt ein leuchtendes Vorbild für uns alle. Nun erst recht wollen wir in seinem Sinne und in seinem Geist leben und kämpfen für unseren Führer und die Freiheit des Großdeutschen Reiches. Wenn wir das vollbringen mit aller leidenschaftlichen Hingabe, so bleiben wir mit dem dahingegangenen Kameraden aufs engste verbunden. An Deinem Sarg, Generaloberst Dietl, und in Deinem Geist geloben wir in dieser Stunde, mit Deinen Worten den Blick fest auf den Führer gerichtet:

„Je schwieriger die Lage, desto mehr vertraue wir ihm!“

Als der Generalfeldmarschall geendet hat, begibt sich der Führer zum Rederpult. Er widmet dem toten Freund und Kameraden einen warm empfundenen Nachruf. Die Worte des Führers kommen aus tiefstem Herzen.

Adolf Hitler betrauert einen treuen Freund

Es ist für mich sehr schwer, aus einem Anlaß zu sprechen, der mir nicht nur einen der besten Soldaten, sondern auch einen der treuesten Freunde genommen hat. Die militärischen Leistungen des Generaloberst Dietl werden in die Geschichte eingehen. Seine Persönlichkeit kann aber nur der ganz ermessene, der das Glück hatte, sie im Laufe vieler Jahre selbst zu erleben.

Als ich zum erstenmal diesem Manne gegenübertrat, da ermöglichte er mir in seiner Kompanie die erste Einflußnahme auf ein deutsches Regiment. Als erster Offizier der deutschen Wehrmacht hat er mir seinen Verband zur Verfügung gestellt, um politisch auf ihn einzuwirken. Eine Stunde nachdem ich damals zur 3. Kompanie seines Regiments gesprochen hatte, gab mir dieser Mann seine Hand und erklärte, er würde von jetzt ab mein Gefolgsmann und Anhänger sein. Und dabei ist es dann geblieben Jahr für Jahr. Zuerst in den bitteren Jahren unseres Ringens, in denen ich selbst als völlig Unbekannter vor einem Gebirge von Schwierigkeiten stand, das kaum überwunden werden konnte. Dieses Verhältnis ist das gleiche geblieben, als er später in der neuen Wehrmacht diente, und ganz besonders in der Zeit, in der er berufen war, eine so führende

Rolle zu spielen, wie ich sie ihm damals aus meiner persönlichen Kenntnis des Menschen und damit auch des Soldaten zugeordnet hatte. Denn man kann auch im Soldatentum den Menschen nicht kennen von seinem rein soldatischen Können. Es ist letzten Endes der Mensch in seiner seelischen Haltung, der die soldatischen Fähigkeiten zum Erfolge führt.

Wenn ich es einst persönlich entschied, daß General Dietl die Expedition von Narvik durchzuführen sollte, dann geschah es, weil ich glaubte, in ihm den Mann zu kennen, der selbst das scheinbar Aussichtslose am Ende doch durch sein gläubiges Vertrauen würde ermöglichen können. Wenn wir auch heute im fünften Kriegsjahr oft vor schweren Situationen stehen, so ist doch keine dieser Situationen auch nur annähernd zu vergleichen mit dem Auftrag, den ich damals diesem bis dahin unbekanntem deutschen General erteilte, den Auftrag, mit einer Handvoll Soldaten mitten durch die feindliche Seeübermacht hindurch in einen Hafen vorzustößen, ein Auftrags, der dem deutschen Volk in unendlicher Ferne zu liegen schien, und dort ganz auf sich allein gestellt vielleicht für viele Wochen und Monate

zu versuchen, nicht nur diesen Hafen zu halten, sondern eine Position aufzubauen, in die später andere Verbände nachrücken konnten. Abgeschnitten von allen Verbindungen, ohne Proviant, ohne Munition, ohne schwere Waffen stand dieser Mann mit zweieinhalbtausend Soldaten, seinen Gebirgsjägern, und später noch zweitausend Mann Schiffbrüchiger, sich selbst mühsam rettender Matrosen und Seeoffiziere, ganz allein einer weit aus überlegenen feindlichen Macht gegenüber.

Wie er das damals gemeistert hat und wie er endlich diese Lage zugunsten Deutschlands endgültig wendete, ist ein Wunder an Einsatz nicht nur großer soldatischer Fähigkeit, sondern auch der menschlichen Persönlichkeit.

Diese Qualität des Menschen war bei ihm die seltene Fähigkeit, die Liebe zum Soldaten, das Bemühtsein um den einzelnen, zu verbinden mit einer rücksichtslosen Härte, wenn notwendig, auch im Fördern. Generaloberst Dietl hat vielleicht am klarsten in seiner Person an zwei, drei oder fünf Fronten kämpfen werden, bleibt bedeutungslos, wenn die Invasion für unsere Gegner zu dem wird, was ihnen der Führer vorausgesagt hat: zu ihrer schwersten und entscheidendsten Niederlage.

Es wird in diesen Wochen, darauf müssen wir gefaßt sein, an den übrigen Fronten, wo eine unverhältnismäßig kleine Zahl deutscher Soldaten gegenüber vielfach überlegenen Kräften des Feindes die undankbare Aufgabe hat, in elastischer Kampfführung hindurch zu kämpfen, zu schweren Belastungen, Raumverlusten, Krisen und Rückschlägen kommen, allein, all das wird hundertfach aufgewogen und wird übermorgen schon kein Problem mehr sein, wenn erst die Vorentscheidung des Gesamtkrieges im Westen von uns erzwungen sein wird. Es mag uns das Nerven kosten, aber schließlich haben wir uns im Osten Raum genug gesichert, um noch lange mit ihm operieren zu können, und im Süden schirmt uns allerschlimmstenfalls eine unüberwindliche Gebirgsbarriere gegen allzu temperamentvolle Annäherungsversuche ab. Daß nach dem Gesetz der inneren Linie unsere Widerstandskraft im Verhältnis der Verkürzung unserer Verbindungslinien wächst, sei nur nebenbei bemerkt.

Der entscheidende Auftakt zum deutschen Sieg

Wir können heute geradezu von einer primären Front sprechen, und die liegt im Westen. Es mag sich nun mancher, auch wenn er um diese Dinge wußte, die Zerschlagung der Invasion etwas anders vorgestellt haben, als sie sich in Wirklichkeit abspielen wird. Etwa so, daß schon der erste Versuch in den Fluten des Kanals vor den Bunkern des Atlantikwalles blutig zusammenbrechen werde, oder daß der gelandete Gegner in wenigen Tagen in kraftvollem Gegenstoß wieder ins Meer gefegt würde, ehe er Zeit gefunden habe, stärkere Kräfte nachzuziehen und sich zu konsolidieren. Ob das militärisch möglich gewesen wäre, entzieht sich unserer Beurteilung; sicher aber ist, daß es den Absichten unserer Führung, die ja die

erkauften Siege und Raumgewinne der Bolschewisten erscheinen damit ebenfalls plötzlich in einem ganz anderen Licht, wenn sie in ihrer Bedeutung auch keineswegs verkleinert werden sollen. Es liegt uns völlig fern, aus der Not eine Tugend machen zu wollen, aber fest steht jedenfalls, daß sich, unter dem Gesichtswinkel der gesamtstrategischen Planung gesehen, die deutsche Führung in scheinbarer Defensive auch dann noch die Initiative nicht aus der Hand winden ließ, wenn sich der Gegner völlig in ihrem Besitz glaubte.

Fehlspekulationen der Gegner

Das zeigt sich nun heute. Wohl ist es dem Gegner gelungen, nachdem ihm alle Versuche, den Krieg durch Auslöschung der deutschen Widerstandskraft auf trockenem Wege zu entscheiden, fehlgeschlagen sind, eine Lage herbeizuführen, von der er sich um den Preis schwerster Verluste schließlich doch den militärischen Sieg erhoffen zu dürfen glaubt. Es ist ihm gelungen, uns den von ihm von Anfang an gewollten, von uns vier Jahre lang vermiedenen Mehrfrontenkrieg aufzuzwingen. Er hofft nunmehr, durch den in Teheran oder sonstigendwo beschlossenen Einsatz all dessen, was er überhaupt einzusetzen hat, in „koordinierten Operationen“ die deutsche „Rundumverteidigung“ zu verschleifen und schließlich zum Einsturz zu bringen. So wirft der Osten in einer sich täglich in Breite und Heftigkeit steigenden Generaloffensive seine stumpfen Massen noch einmal gegen die deutschen Linien, so stürmt die feindliche Uebermacht in den Bergen Italiens ohne Rücksicht auf Verluste gegen die deutschen Sperstellungen an, so steigern die Invasoren in der Normandie ihren Druck gegen die deutsche Abriegelung unter schonungslosem Einsatz ihrer besten Truppen und ihres massierten Materials, und wir müssen mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß sie auch an anderen Stellen des Kontinents versuchen werden, neue Fronten zu errichten. Es liegt dieser großräumigen Koordination, mit der sie uns in wenigen Wochen „den Rest geben wollte“, ganz offenkundig die Absicht zugrunde,

unsere Kräfte aufzusplittern, sie zu verbissenem Widerstand zu zwingen und sie in gigantischen Materialschlachten zu verschleifen. Der Plan ist nicht schlecht erdacht, zumal er sich an allen Stellen auf quantitative Uebermachten aller Art stützen zu können glaubte. Er hat nur den einen Fehler: daß die deutsche Führung nicht auf ihn eingegangen ist.

Es mag im ersten Augenblick paradox klingen, wenn wir feststellen, daß es dem Gegner zwar gelungen ist, uns den Mehrfrontenkrieg aufzuzwingen, daß er aber unsere militärische Führung nicht zu zwingen vermocht hat, von ihrem strategischen Grundprinzip abzuweichen, auch den Mehrfrontenkrieg als Einfrontenkrieg zu führen. Und doch ist es so.

Strategischer Schwerpunkt: die Invasionsfront

Die Defensive bietet für uns zweifellos erhebliche Vorteile; aber durch Verteidigung allein kann dieser Krieg nicht siegreich beendet werden. Der Zwang der gegenwärtigen Lage trifft sich dabei mit der Grundthese unserer Strategie: die Entscheidung dort zu suchen, wo sie sich anbietet, und nur dort mit dem Einsatz aller Kräfte und Mittel zu erzwingen. Das aber ist nach der derzeitigen Gesamtlage weder im Osten noch im Süden möglich, sondern nur, durch die Zerschlagung der Invasion. Dorthin, nach dem Westen, haben wir, vor mehr als Jahresfrist beginnend, unseren strategischen Schwerpunkt verlegt, in der Erkenntnis, daß uns dort der Feind eines Tages in einem einmaligen, nie wiederholbaren Generaleinsatz entgegenzutreten muß, wenn er überhaupt eine Kriegsentcheidung suchen will. Er ist nun gekommen, und er hat damit die Planung des Führerhauptquartiers, die um dieser Entscheidung willen schwerste Preisgaben und Rückschläge an anderen Fronten in Kauf genommen hat, in einem Umfang gerechtfertigt, der erst in den kommenden Wochen völlig sichtbar werden wird. Ob wir daneben noch

an zwei, drei oder fünf Fronten kämpfen werden, bleibt bedeutungslos, wenn die Invasion für unsere Gegner zu dem wird, was ihnen der Führer vorausgesagt hat: zu ihrer schwersten und entscheidendsten Niederlage.

Es wird in diesen Wochen, darauf müssen wir gefaßt sein, an den übrigen Fronten, wo eine unverhältnismäßig kleine Zahl deutscher Soldaten gegenüber vielfach überlegenen Kräften des Feindes die undankbare Aufgabe hat, in elastischer Kampfführung hindurch zu kämpfen, zu schweren Belastungen, Raumverlusten, Krisen und Rückschlägen kommen, allein, all das wird hundertfach aufgewogen und wird übermorgen schon kein Problem mehr sein, wenn erst die Vorentscheidung des Gesamtkrieges im Westen von uns erzwungen sein wird. Es mag uns das Nerven kosten, aber schließlich haben wir uns im Osten Raum genug gesichert, um noch lange mit ihm operieren zu können, und im Süden schirmt uns allerschlimmstenfalls eine unüberwindliche Gebirgsbarriere gegen allzu temperamentvolle Annäherungsversuche ab. Daß nach dem Gesetz der inneren Linie unsere Widerstandskraft im Verhältnis der Verkürzung unserer Verbindungslinien wächst, sei nur nebenbei bemerkt.

Der entscheidende Auftakt zum deutschen Sieg

Wir können heute geradezu von einer primären Front sprechen, und die liegt im Westen. Es mag sich nun mancher, auch wenn er um diese Dinge wußte, die Zerschlagung der Invasion etwas anders vorgestellt haben, als sie sich in Wirklichkeit abspielen wird. Etwa so, daß schon der erste Versuch in den Fluten des Kanals vor den Bunkern des Atlantikwalles blutig zusammenbrechen werde, oder daß der gelandete Gegner in wenigen Tagen in kraftvollem Gegenstoß wieder ins Meer gefegt würde, ehe er Zeit gefunden habe, stärkere Kräfte nachzuziehen und sich zu konsolidieren. Ob das militärisch möglich gewesen wäre, entzieht sich unserer Beurteilung; sicher aber ist, daß es den Absichten unserer Führung, die ja die

Invasion als Entscheidungsschlacht annehmen will, keinesfalls ein vernichteter Feinddivisionen wären gewiß ein beachtlicher taktischer Erfolg, aber niemals eine Entscheidung gegenüber einem Gegner, der ein Vielfaches davon für sein Invasionsunternehmen bereitgestellt hat. Es wäre ihm ein leichtes, ein paar Tage oder Wochen später das gleiche mit größerer Intensität an anderer Stelle zu wiederholen. Wenn wir aber im Westen die Entscheidung erzwingen wollen, dann muß die Invasion so zerschlagen werden, daß ihre Wiederholung überhaupt unmöglich ist.

Wir tun daher gut daran, uns dieses Ringens nicht als eine Schlacht von wenigen Tagen um einen schmalen Küstenstreifen vorzustellen, sondern als einen Feldzug, der an Dramatik und Ausmaß den Westfeldzug des Jahres 1940 erreichen, wenn nicht gar übertreffen wird. Bis heute hat der Feind vielleicht ein Drittel seiner bereitgestellten Divisionen gelandet, von denen schon manche schwer angeschlagen sind, obwohl auch auf unserer Seite die operativen Reserven erst zu geringen Teilen ins Gefecht gekommen sind. Wir dürfen überzeugt sein, daß unsere Führung, die jetzt von Männern wie Rundstedt und Rommel repräsentiert wird, den richtigen Zeitpunkt des Generalangriffs mit der gleichen souveränen Ruhe bestimmen wird, mit der sie in unvorstellbar weiter Voraussicht diesen Augenblick vorbereitet hat.

Die nächsten Wochen, das wissen wir, werden voll des dramatischsten Geschehens sein. Es wird dann unter dem Eindruck der sich überstürzenden Ereignisse keine Zeit mehr sein, sich grundsätzlich mit der Gesamtlage des Krieges auseinanderzusetzen, denn dann sprechen unsere Waffen eine beredete Sprache. Wir führen deshalb unsern Lesern nochmals diese Gesamtschau der gegenwärtigen Lage vor Augen, von der aus sich all das abspielen wird, dem wir in ruhiger Gelassenheit und unerschütterlicher Zuversicht entgegensehen, denn es wird der entscheidende Auftakt sein zum deutschen Sieg!

Meine Leica für ein Schütterle

Ein Straßburger Kriegsvater entdeckt eine rettende Insel in seiner Welt unerfüllbarer Wünsche

„Wenn ich groß bin, kriege ich ganz viele Kinder, dann brauche ich dich nicht mehr!“ Das habe ich meiner Schwester immer wieder zornbeugend geschworen...

Inzwischen bin ich groß geworden, habe mir eine kleine Frau genommen und endlich, endlich ist auch der Klapperstorch gekommen! Er hat mir ein herziges Kind gebracht, das Grübchen (natürlich von mir!), ein Himmelfahrtsnäschen, blaue Augen und eine Stimme hat, die selbst von der besten Sängerin der Straßburger Oper neidlos anerkannt werden mußte...

Das große Problem

Mit dem Vaterglück pflegen sich aber auch die Vatersorgen einzustellen. Wenn die Sirene aufheult, dann sause ich schneller denn je aus dem Bett und verschwinde mit meinem zappelnden Bündel in dem Raum unter der alleruntersten Etage. Ja, ein „Kriegsvater“ hat's wirklich nicht leicht! Heute fehlen Watte und Zinköl, morgen Haferflocken und Gelbrühsaft...

Ich sehe ja ein, daß heute Granaten wichtiger sind als Spielsachen, aber ich bleibe dabei: Ein Schütterle muß

her, und wenn es mich das Fahrrad oder die Leica kostet!

Mein Freund Robert überrascht mich beim Entwerfen einer Tauschanzeige. „Soweit kommt's noch mit dir... du bist wohl... du wirst doch deinen kostbaren Photo nicht gegen solch ein lächerliches Spielzeug hergeben wollen“, herrscht er mich an. „Kannst du mir denn auf einem anderen, geraden Wege ein Schütterle besorgen? Ein Schütterle muß auf alle Fälle her!“

Nach einigem Kopfzerbrechen hat mir Robert einen ganz legalen Weg zu einem Schütterle gewiesen, der noch dazu den Vorzug hat, nicht über meine Leica zu führen. Ich bin in die Straßburger Tauschzentrale am Hohen Steg gegangen und habe dem Geschäftsführer P. Radile mein sorgenschweres Herz ausgeschüttet. Dieser hat zunächst ein homerisches Gelächter über meine Tauschabsicht angestimmt. „Nein, nein, mein Lieber“, sagte er dann, „Sie brauchen das Fahrrad und die Leica und Ihre Kleine wird auch nicht stumpsinnig ohne ein Schütterle. Es müßte aber mit dem Teufel zugehen, wenn wir Ihnen nicht gegen einen entbehrlichen, etwa wertvollen Gegenstand solch ein Spielzeug tauschen könnten.“

Sollte ich ob dieser Frohbotschaft meinem Gegenüber um den Hals fallen, oder ihm gar eine meiner beiden letzten Julizigarren ins Gesicht stecken? Aber noch schneller als ich dachte, reichte mir P. Radile einen Glimmstengel. Und in einer Plauderei über die Tauschzentrale verflüchtigte sich manche Sorge so schnell wie der blaue Dunst der schwarzen Zigarette. Als eine rettende Insel in meiner Welt unerfüllbarer Wünsche erschien mir diese auf die Initiative der Partei von der Straßburger Stadtverwaltung geschaffene Einrichtung.

Tausend Wünsche gingen in Erfüllung

Die starke Förderung der Tauschzentrale durch die Partei kommt schon dadurch zum Ausdruck, daß die NS-Frauen und der BDM über 100 Frauen und Mädel im Wechseldienst eingesetzt haben, die hier freudig eine schöne Aufgabe im Dienste der Gemeinschaft erfüllen. Diese ehrenamtlichen Helferinnen können sich wirklich nicht über mangelnde Beschäftigung beklagen. Ein Kunde gibt dem anderen die Türklinke in die Hand. Ungezählte Wünsche werden vorgetragen und ebenso viele Antworten und Ratschläge gegeben. Das Gros der Tauschlustigen stellt Straßburg. Es kommen aber auch Interessenten von drüben, aus Offenburg, ja aus Konstanz am Bodensee und selbst aus dem Württembergischen. Das häufigste Tauschobjekt sind Schuhe. Es folgen Kinderartikel, Fahrräder, Radios, Staubsauger und andere Gegenstände des täglichen Bedarfs. Alle Artikel, die heute knapp sind, finden sich in der Such- und Angebotskartei. Selbst Gebisse werden angeboten! Obwohl einige Dinge mehr gefragt als angeboten werden — es wer-

den z. B. rund 200 Fahrräder und 50—60 Radioapparate gesucht — so konnten doch bisher etwa 70 Prozent der Tauschlustigen vollkommen befriedigt werden. Diese sind natürlich zu den besten Propagandisten der Tauschzentrale geworden. Manch einer, der nur aus Neugier kam, eilte rasch heim, um einen entbehrlichen Gegenstand zum Tausch gegen eine Sache zu holen, die er schon lange in keinem Geschäft mehr kaufen konnte. In den zwei Monaten seit Eröffnung der Tauschzentrale wurden über 1000 Tauschgeschäfte zustande gebracht und für rund 60 000 RM Werte umgesetzt.

Die soziale und wirtschaftliche Bedeutung der Tauschzentrale wird durch folgenden Tausch unterstrichen: Eine Straßburger Frau möchte ihrem total bombengeschädigten Bruder in Hannover etwas Bettwäsche beschaffen. Sie bietet dafür einen Staubmantel an und ist überglücklich, schon nach wenigen Stunden die gewünschte Wäsche zu

erhalten. Es fehlt auch nicht an erheiternden Angeboten. Da möchte ein Herr eine Art von Schwitzkasten gegen eine Schreibmaschine oder ein Fahrrad tauschen. Nach einem gratis mitgelieferten Leitfaden zur „Theorie und Praxis dieses Heimbades“ ist dieser große Kasten ein erprobtes Mittel gegen zahlreiche Beschwerden wie z. B. Fettleibigkeit, Hämorrhoiden, Herzschwäche und selbst gegen Knochenbrüche.

Tausch und Ringtausch

In dieser Tauschzentrale gibt es selbstverständlich nichts zu kaufen. Der Tausch erfolgt gewöhnlich so, daß man einen Gegenstand in die Zentrale bringt, seinen Wunsch äußert oder ein Gegenangebot fordert. Das Tauschobjekt wird dann abgeschätzt und mit einem Zettel versehen, auf dem sein Wert und der Gegenwunsch des Besitzers eingetragen ist. Die Zentrale erhebt eine

geringe Gebühr zur Unkostendeckung und lenkt dann den Tauschverkehr in ordentliche Bahnen unter Ausschaltung jedes unreellen Tauschversuchs. Da viele Volksgenossen nicht den gewünschten Gegenstand für ein begehrtes Tauschobjekt haben, jedoch im Besitz einer anderen Ware sind, die den ungefähren Wert des Verlangten hat, wurde mit großem Erfolg der sog. „Ringtausch“ eingeführt nach etwa folgendem Beispiel: Ein Volksgenosse bietet eine Nähmaschine an und sucht einen Radioapparat. Einem Tauschlustigen steht jedoch kein Radio zur Verfügung, dagegen kann er einen Kinderwagen embeiden, der von einem Dritten für einen Radioapparat verlangt wird. Er erwirbt also für den Kinderwagen den Radioapparat, er nun gegen die Nähmaschine eintauscht, um Ubertreibungen auszu-schließen, findet bei ungleichen Gegenständen ein Wertausgleich statt.

Einer hilft dem anderen

Die NSDAP, und die Stadtverwaltung haben dafür gesorgt, daß der rein soziale Charakter der Tauschzentrale gewahrt bleibt. Den Vorsitz des Auf-

Tauschzentrale demnach in ein früheres Warenhaus an den Gewerblau-zen verlegt. P. Radile, der die Tauschzentrale fast aus dem Nichts aufgebaut



„Wenn kein wildschweinlederner Tabakbeutel angeboten ist, dann nehme ich eben die himmelblaue Schlafhaube für diesen Wecker“ (Zeichnung Schweizer)

sichtsrats, in dem die Partei vertreten ist, führt Oberbürgermeister Dr. Ernst. Unsaubere Elemente, sog. „Stammkunden“, die den Tauschhandel mit kriegsbedingten knappen Artikeln gewerbsmäßig betreiben möchten, werden bald durchsucht und dem Arbeitsamt zu ordentlichem Arbeitseinsatz gemeldet, sofern sich nicht die Kriminalpolizei als zuständig erweist. Jeder Mißbrauch dieser gemeinnützigen Einrichtung durch Volksschädlinge ist lebensgefährlich!

Der Tauschbetrieb hat schon einen derartigen Umfang angenommen, daß die Räumlichkeiten am Hohen Steg nicht mehr ausreichen. Deshalb wird die

hat, konnte bei einer Besichtigung von Einrichtungen dieser Art im Altreich wertvolle Erfahrungen sammeln, die unserer Straßburger Tauschzentrale zugute kommen werden. Diese soll, in zahlreiche Abteilungen aufgliedert, zu einem Musterunternehmen

Heute Endrunde im Schachturnier

Bender in Führung

Noch am Abend des ersten Spieltages wurden die Hängepartien erledigt. Erwartungsgemäß gewann Bender gegen Schuppler. Die Partie Uhl-Becker endete unentschieden. Am zweiten Turniertag (Samstag) wurden die 3. und 4. Runde gespielt. Vormittags errang Becker einen Blitzsieg gegen Eichmüller, Bender, der Favorit des Turniers, errang gegen Zoller seinen dritten Sieg. Der Verlierer hatte eine erfolgversprechende Opferwendung ausgelassen und gab noch vor der Zeitkontrolle auf. Die Partie Uhl gegen Schuppler mußte abgebrochen werden. Am Nachmittag zwang Schuppler den noch ungeschlagenen Becker, Eichmüller kam zu seinem ersten Punkt, den er in zähem Kampf Zoller abrotzen konnte. Die wichtigste Partie, von der man sich eine Vorentscheidung versprach, blieb unbeeidet. Uhl, als Nachziehender, büßte in der Eröffnung einen wichtigen Bauern ein, konsolidierte aber seine Stellung und leistete dem wiederum vorzüglich spielenden Bender erbitterten Widerstand. In der Abbruchstellung ist ein Gewinn für den Tabellenersten kaum ersichtlich.

Heute Sonntag, 8.30 Uhr, steigt die Endrunde im Konferenzsaal des „Graf Zeppelin“, wozu nochmals alle Schachfreunde eingeladen sind. Der Stand vor der Schlussrunde: (H-Hängepartie): Bender 3 P. + H., Becker 2 1/2 P., Schuppler 2 P. + H., Uhl 1 1/2 P., + 2 H., Eichmüller 1 P., Zoller 0 P. Herrmann.

500-RM-Gewinn. Diese Woche zog ein Straßburger mit einem Los der Reichs-lotterie für das Kriegslieferwerk zu 50 Pfennigen den hohen Treffer von RM 500.—.

Sommerschuhe kann man sich selber machen! Wie, das wird in der Beratungsstelle des Deutschen Frauenwerkes diese Woche an zwei Nachmittagen, und zwar am 5. und 6. Juli, von 14—18 Uhr gezeigt. Verwendet kann dazu alles werden, kleine Leder- und Stoffreste, bunte Borden, Holz- und Stoffsohlen. Jeder kann zu einem paar Sommerschuhe kommen, mit ein wenig Aufwand an Zeit und Fleiß. Anmeldung und Auskunft in der Beratungsstelle, Goldschmiedgasse 5, Tel. 2 03 71.

Sommerliche Abendmusik

Schuljahresabschluß der Städtischen Jugendmusikschule Straßburg

Als festlichen und zugleich jugendlich beschwingten Abschluß ihres Schuljahres 1943/44 gab die Städtische Jugendmusikschule am Freitagabend eine wohlgeleitete „Sommerliche Abendmusik“ im gutbesuchten Saalbau am Karl-Roos-Platz. Ein organisch kantatenartig aufgebautes Programm klassischer und zeitgenössischer Spiel-musik gab sowohl den Lehrern als auch den Schülern der verschiedensten Ausbildungsstufen sowie den Chören Gelegenheit, ihr Können vor besonders reizvollen Aufgaben zu zeigen. Mit dem „Weinzierler Trio“ in A-dur von Haydn legte das Kammerorchester der Jugend-musikschule unter der Leitung von Walter Müllenberg ein beredetes Zeugnis ab für seine wohlgeschulte, disziplinierte und klangschöne musikalische Einfühlung in den Geist des Werkes. Nicht minder formstark geriet das ausdrucksvolle Andante für Flöte und Orchester von Mozart, dessen Solopart die außerordentlich vielversprechende junge Flötistin Maria Theresia Anstett meisterte, wie die rhythmisch frischen und exakten drei Menuette von Beethoven. Technisch geschliffen und klanglich subtil durchgearbeitet traten die Chöre unter der kundigen Leitung von Friedrich Rempp in Erscheinung, der volle Zusammenklang von Karl Marx „Lob des Sommers“ und der eindrucksvolle Chor „Land der ewigen Gedanken“ von Claudius-Napiersky wie der durchsichtige Madrigalcharakter von Othmayrs „Mir ist ein feins brauns Maidelein“ oder die prächtigen Knabenchöre, die G-dur-Sonate für Violine und Klavier, gespielt von Walter Zuber und Gerda

Bentz und die hübsche „Kuckucksuite“ zu vier Händen von Cesar Bresgen aus dem Straßburger Klavierbuch, für die Hana Trautvetter und August Laber ihr Können einsetzten, rundeten die Spielfolge ab.

Den Leistungsbericht über das abgelaufene Schuljahr erstattete der Leiter der Jugendmusikschule, Walter Müllenberg. Er betonte, daß die Arbeit der Städtischen Jugendmusikschule gesehen und durchgeführt werde einmal als die einer örtlichen Erziehungsanstalt für die örtlichen, gegenwartsnahen Aufgaben wie sie in der jüngsten Zeit immer wieder sichtbar wurden, zum andern aber als ein zumindest im Gau Baden noch einsam dastehender Exponent moderner kulturpolitischer Pionierarbeit, die geschichtlich gesehen noch in ihren ersten Anfängen steht, jedoch mit starken Kräften ihrem Ziel zustrebt. Weltanschauliche Haltung und Leistung heißen die Voraussetzungen für diese Arbeit. Die Städtische Jugend-musikschule ist als klarer Begriff nicht nur die musikalische Heimat Hunderte Straßburger Jungen und Mädel geworden, sondern im gesamten Gau ein Zentrum musikalischer Erziehungsarbeit der Jugend und der an solcher Arbeit beteiligten Erziehungskräfte. Im abgelaufenen Jahr hat die Anstalt eine eindeutige fachliche Vertiefung und Ausrichtung erhalten, wertvolle neue Lehrkräfte wurden gewonnen, die Ein-führung interner Schülervorspiele jedes Lehrers mit seinen Schülern vermittelte neue Impulse. Das neugegründete Kam-merorchester trat bereits mehrfach erfolgreich vor die Öffentlichkeit, die Mitwirkung der Chöre, Orchester und

Spielgruppen ermöglichte in vielen Fällen erst die Gestaltung von Feiern rein politischen oder kulturpolitischen Charakters. Der kulturpolitische Auftrag der Jugendmusikschule wurde sichtbar bei zahlreichen Anlässen, so bei der Durchführung der Hausmusik-woche als Reichsveranstaltung, der Arbeitstagung der Leiter, Lehrkräfte und Mitarbeiter der Jugendmusikschulen, die zu einer Arbeitsgemeinschaft führte, deren Früchte erst in der Zukunft in Erscheinung treten wird und schließlich in der jüngsten Zeit bei der Durchführung des Musischen Wettbewerbs der Hitler-Jugend, der ohne die vorbereitende Arbeit der Jugendmusikschule gar nicht denkbar wäre. Der Dank der Schule gelte neben den Eltern und der Schülerschaft vor allem den verantwortlichen Stellen der Partei wie der Stadtverwaltung, die den Belangen der Anstalt stets volles Verständnis entgegengebracht haben.

Die Städtische Jugendmusikschule Straßburg, so schloß der Leistungsbericht, ist das erste und gegenwärtig noch einzige Institut des Gaues, das ohne Anlehnung und Anknüpfung an eine Anstalt traditioneller Art die musikalischen Forderungen der Gegenwart und der Zukunft aufgegriffen hat und zu erfüllen sich zur Aufgabe gemacht hat. Leistung und Haltung allein sollen ihm Existenzberechtigung im Kriege und im kommenden Frieden geben, sollen es darüber hinaus zum steten Mittel- und Ausgangspunkt der Musikarbeit unserer engeren und weiteren Heimat werden lassen.

Mit dem gemeinschaftlichen Gesang des Liedes „Gute Nacht Kameraden, bewahrt euch diesen Tag“ nahm die gehaltvolle Feier ihren sinnvollen Abschluß. Hanns Reich

Parteiliche Bekanntmachungen

KREIS STRASSBURG

Ortsgruppe Stadgarten: Montag um 20.30 Uhr, Gärtnerschule, Dienstadtappell der PL. (Amtsleiter, Zellenleiter, Blockleiter). Anzug: Uniform.

NSF. — DEUTSCHES FRAUENWERK Kreisfrauenchaftsleitung. — Wir geben nachstehend die Sprechstunden der Kreis-frauenchaftsleiterin und der Abteilungsleiterinnen bekannt und bitten dringend, dieselben unbedingt einzuhalten. — Kreisfrauen-chaftsleiterin: Die Sprechstunde findet zur Kasse: Dienstag nachmittag von 15—17 Uhr statt; noch Dienstag nachmittag von 9—12 und 15 bis 17 Uhr; Geschäftsleitung: Montag von 15 bis 18 Uhr, Donnerstag von 8—11 Uhr; Organi-sation/Personal: Dienstag von 15—18 Uhr; Kul-tur, Erziehung, Schulung: Mittwoch von 15 bis 17 Uhr; Presse, Propaganda: Dienstag von 15 bis 17 Uhr; Volkstum und Ausland: Nach Ein-stellung; Volks- und Hauswirtschaft: Dienst-tag und Donnerstag von 15—18 Uhr; Hilfs-dienst: Dienstag und Freitag von 15—18 Uhr; Mütterdienst: Mittwoch von 15—18 Uhr; Ju-gendgruppe: Dienstag von 15—18 Uhr; Kinder-gruppe: Montag von 15—17 Uhr; Recht und Schlichtung: Nach Einbestellung; Rassenpolitik-

sche Erziehung: Am ersten Montag im Monat von 17.30—18.30 Uhr.

Ortsfrauenchaftsleitung Kronenburg. Montag, den 3. Juli, um 20 Uhr pünktlich, Zusammenkunft aller Abteilungs- und Zellen-frauenchaftsleiterinnen im Parteilhaus, Rosenwälderstr. 6. Erscheinen ist Pflicht. — Orts-frauenchaftsleitung Schiffmatt. — Am Montag, den 3. 7., um 20 Uhr, Arbeitsbesprechung im Ortsgruppenhaus, Ingweilerstraße 6. Für alle Abteilungs-, Zellen- und Blockfrauen-chaftsleiterinnen ist Erscheinen Pflicht. An-schließend wird das Herstellen von Staubbrillen gezeigt. Hierzu benötigt man Segeltuch, Karton, festen Faden, Nadeln.

Ortsfrauenchaftsleitung „Weißer Turm“. Dienstag, den 4. Juli, um 20 Uhr, Heimabend im Parteilhaus, Kuhngasse 19. Alle Frauen sind herzlich eingeladen. Anschließend Arbeits-besprechung für alle Abteilungs-, Zellen- und Blockfrauenchaftsleiterinnen. Bitte Lied-erbücher mitbringen. Unsere Nähstube ist jeden Mittwochnachmittag von 14—18 Uhr geöffnet. Um rege Beteiligung wird gebeten.

Ortsfrauenchaftsleitung Adolf-Hitler-Platz. Am Dienstag, 4. Juli, 20 Uhr, findet in der Ortsgruppe ein Heimabend für alle Abteilungs-leiterinnen, Zellen- und Blockfrauenchafts-leiterinnen statt. Erscheinen ist Pflicht!



Sigrun freut sich auf ihr Schütterle (Privataufnahme)

entwickelt werden. Ein bekannter Straßburger Künstler war übrigens von der Tauschzentrale so begeistert, daß er einige Gemälde zur Ausgestaltung der neuen großen Räume zur Verfügung stellen will.

So ist die Straßburger Tauschzentrale ein Beweis mehr, wie sich unser Volk in schwerer Zeit aus eigener Kraft hilft. Es ist aber wichtig, daß jeder Volksgenosse die Bedeutung dieses Selbsthilfewerkes erkennt. Wie Klein-Sigrun ihr Schütterle bekommen wird, so können viele andere mit lebensnotwendigen Dingen versorgt werden. Wer deshalb seine selbst nicht benötigten Gegenstände der Tauschzentrale gibt, dient damit dem Nächsten und sich selbst nach dem Gesetz der Volksgemeinschaft: Einer hilft dem anderen.

Wilhelm von der Jll

Theater Straßburg. Am kommenden Dienstag findet eine Aufführung der Oper »Siegfried« von Richard Wagner unter der musikalischen Leitung von Hans Rosbad statt. Die Aufführung beginnt um 17 Uhr und ist gegen 22 Uhr beendet.

Wiederholung des Gastspiels Karl Ludwig Diehl und Gerda Maurus. Am Mittwoch, 5. Juli, gastiert das Badische Staatstheaters Karlsruhe einmalig mit der Komödie »Das Schloß an der Donau« von A. Lippel. In den Hauptrollen Karl Ludwig Diehl und Gerda Maurus. Die Vorstellung, die im freien Verkauf stattfindet, beginnt um 19 Uhr. Ende 21.30 Uhr.

Reichstett

il. Filmabend. Die nächste Filmvorführung findet am Montag, 3. Juli, 20.30 Uhr, im Saale des Gast-hauses. »Zu den vier Winden« statt. Zur Aufführung kommt außer der Wochenschau der Film »Die goldene Spinne«. Jugendliche unter 14 Jahren sind nicht zugelassen. Eine weitere Filmvorführung ist für Sonntag, 30. Juli, 15 Uhr, vorgesehen.

il. Rascher Tod. Eines plötzlichen Todes verstarb auf seiner Arbeitsstelle der 47 Jahre alte Josef Luttmann. Ein Herzschlag setzte seinem Leben ein rasches Ende.

Gedichte für die Zeitung

Begegnung mit Berufenen und Nichtberufenen / Von Andreas Heldt

Das ist kein Buchtitel wie „Reitvorschrift für eine Geliebte“, kein Dramentitel wie „Wasser für Canitoga“. Gemeint sind die Gedichte, die man der Zeitung täglich durch die Post ins Haus schickt, eigenhändig in den Briefkasten wirft, die sozusagen in erster Linie für uns gedichtet werden. Es vergeht kein Tag, da nicht wenigstens einige Umschläge mit lyrischem Gut auf dem Tisch liegen, als wollte man täglich beweisen, daß wir insgesamt ein Volk von Dichtern seien. Wer durch Jahre hindurch alle diese Briefe geöffnet und dann sogar gelesen hat, der begegnet stets wieder einer ganzen Reihe von Bekannten.

Da ist einer, der jeden seiner Begleitbriefe mit: „Ihr alter, treuer Sowieso“ unterzeichnet, ein anderer, der anführt dann und dann sei er zuletzt bei uns erschienen, diese Frist sei beschämend lang (beschämend für uns), einen dritten deutschen Dichter gibt es, der seine Manuskriptblätter in der rechten oberen Ecke mit einem kleinen Kleckschen Leim aneinanderheftet, um im Falle einer Rücksendung feststellen zu können, ob die Gedichte auch brav gelesen worden seien. Der rechtschaffene und genaue Redakteur liest die Gedichte der Reihe nach, macht um das Leimüberbleibsel ein zierliches Ringlein mit dem Blau- oder Rotstift und sendet die Gedichte, die seit Jahr und Tag nichts taugen, zurück. Nach einiger Zeit kommt dann ein Brief voll dezidiert empörten, in dem all die Weltblätter angeführt werden, die ihre Spalten im letzten Vierteljahr seinem stetig fließenden Lyrikkorn geöffnet hätten; wahrlich, eine stolze Reihe, die uns überzeugen soll und uns doch nie überzeugt hat. Obendrein spricht die Mausefalle mit dem Leimbatzen auch ein klein wenig gegen den Charakter unseres Poeten.

Einmal, es ist Jahre her, kam ein dicker Brief, der den Stempel eines norddeutschen Zuchthauses trug. Der Brief enthielt eine Reihe Gedichte im Volksliedton. Der Direktor der Strafanstalt stellte dem Verfasser, der ein Inzesse des roten Backsteinhauses mit vergitterten Fenstern war, ein gutes Führungszeugnis aus. Der Mann stand vor der Entlassung, konnte etwas Geld brauchen, die Inflation war gerade vorbei und die Zeitung druckte ein paar Lieder des Gefangenen, sandte das Honorar und erhielt eines Tages einen reizenden Dankesbrief auf schlechtem, haarenden Papier. Der Häftling, freigelassen, benutzte den ersten Tag seiner wiedergewonnenen, bürgerlichen Freiheit dazu, uns zu danken. Das war rührend, leider kamen bald darauf nicht nur Gedichte, sondern Bettelbriefe, und ihnen folgte, ein Jahr mochte ins Land gegangen sein, wieder eine lyrische Sendung, wieder aus einem Gefängnis, und diesmal waren es leider recht routinierte Gebilde, mit denen nichts mehr anzufangen war. Auch entsinne ich mich eines älteren Mannes, der die bekannten „beseren Tage“ gesehen hatte, und der ein dickes Paket ganz außerordentlicher Gedichte sandte, in einer erschreckend „schön“ gemalten, doch spinnenhaft wirkenden Handschrift. Gedichte verstiegen, von traumhafter, kranker Luzidität, ohne jeden Anklang an Dagewesenes, aber niemals zu veröffentlichen, es sei denn in einer medizinisch-analytischen Zeitschrift. Aber es lag nahe, sich den Mann auf die Redaktionsstube kommen zu lassen. Ich weiß seinen Namen noch und sehe ihn wieder, einen eigentlich behaglichen Bierbankbürgertypus in sauberem, fadenscheinigem Anzug, dem im Gespräch die Tränen der Rührung über die Backen liefen. Noch nie hatte er seine Gedichte jemandem gezeigt und war nun erstaunt über das verständnisvolle Urteil, auch begriff er die Gründe der Ablehnung ohne Zögern; er schickte dann noch eine ganze Zeitlang Gedichte, große Aktenbogen, beschrieben mit dieser irgendwie schrecklichen Schrift. Ein Gedicht ließ sich dann doch noch veröffentlichen. Das Honorar wurde in rote, riesige, unecht wirkende Rosen, Panoptikumsrosen für die Kranke Frau verwandelt.

Besonders merkwürdig wird es, wenn die Dichter sich persönlich bemühen, wenn der alte Redaktionsdiener anknöpft, den Kopf durch den Türspalt steckt und sagt: „Herr Doktor“ — jeder Schriftleiter ist für ihn „Herr Doktor“ — „Herr Doktor, da ist jemand, der zu Ihnen will, er hat Gedichte in seiner Mappe.“ Gedichte! Selbst im Munde der wackeren Boten nimmt sich plötzlich das Wort „Gedichte“ geheimnisvoll orphisch aus. Ein Raunen ist plötzlich im Raum, ein zartes Singen wie von Aeolsharfen. Der Doktor, der keiner ist, hält einen Herzschlag lang den Atem an — vielleicht tritt wirklich das Wunder ins Zimmer, nicht grade der Rilke, der Georg, die Sappho von 1943, aber jemand, der jung ist, und von echtem Talent, den der Öffentlichkeit vorzustellen ein Vergnügen, den erkannt zu haben, eine geistige Tat wäre. Aber die Jahre gehen gemessen und gleichmäßigen Schrittes wie schwarze Stiere dahin — um mit Yeats, dem Dichter zu sprechen — und kein Dichter erscheint oder kaum einer.

Neulich erst kam ein nett aussehender Soldat auf die Schriftleitung, er hatte in vierzehn Tagen Stadturlaub etwa zwanzig Gedichte geschrieben, ange-

fangen bei der „Wacht im Osten“ über den „Hafgesang gegen Churchill und Roosevelt“ bis zum „Heimatlied“, das den Rhein bei Gunterblum besang. Es wäre denkbar falsch, einen Menschen wie diesen mit ein paar schalen Redensarten abzuspeisen und fortzuschicken, vielmehr ergab sich eine Art Unterhaltung, in der der Redakteur den Adepten nach Herkunft und privaten Umständen befragte, dabei erfuhr, daß der Verseschmied eigentlich ein Kunstschmied sei, dem nun, unter stetem Hinweis auf sein Handwerk, sehr herzlich und simpel klargemacht wurde, was denn eigentlich ein Gedicht sei, was sein Wesen ausmache und was etwa als Ziel jeder guten Lyrik



Der Fensterplatz

anzusehen wäre. Endlich schien der Grenadier erstaunt, daß man ihm das Dichten, nachdem man seine Gedichte doch abgelehnt hatte, keineswegs verboten, sondern ihm riet, wiederzukommen, wenn er unter Beherzigung der Ratschläge etwas zustande gebracht zu haben glaube, das vorzuweisen sich lohne. Anders ging es mit einem Jüngling, dem just der erste Bart blaß und leidenschaftslos zu keimen begann, der plötzlich in der Stube stand und nach einer täppisch herausgestoßenen Erklärung sagte, er habe da zwei Gedichte gemacht, die wohl am besten gleich morgen in der Zeitung erschienen. Sie hießen „Kampflied gegen Rußland“ und „Fliegerlied“, und er wolle gleich beide einmal vortragen, wobei er sich auch schon in Positur setzte, die Augen zum Himmel wandte, da eine Bein, in viel zu langer Knickerbockehose versetzte und Atem holte. Die große Gelegenheit war endlich gekommen. Der Redakteur, geehrt und zugleich ein wenig peinlich berührt über ein solches Maß von Hemmungslosigkeit und bereit, sich für den andern mitzugenerieren, der nur an seine dichterische Tat dachte, verhinderte freundlich den lyrischen Ausbruch, bat um Ueberlassung des geschriebenen Textes, erfuhr, daß ein solcher noch nicht existiere, und daß es darum wohl besser sei, wenn man mit dem Rezitieren gleich beginne. Erneuter Abwehrerfolg des Redakteurs. Und nun wartet der zartbesaitete Verwalter ungedruckten lyrischen Gutes auf die Sendung dessen, der seiner Sendung als Dichter sehr gewiß ist.

Doch in dem schattenhaften Zug aller jener, die schon bei ihm saßen, verlegen und mit roten Ohren, aufbegehrend

voller Titanenstolz, der meist solch enger Herkunft war, aufmerksam oder nur mit sich selber beschäftigt, so daß es ein Reden in den Wind war, aus dem Zuge der Ungezählten hebt sich einer ab, ein junger Mensch mit dem düsteren Haupt eines Lenau, Sohn armer Eltern, ewiger hungernder Student, beschlagen in allen Literaturen, von hochgesteckten Zielen phantasierend, der brachte eine Handvoll Verse mit, die edel und klangvoll, noch nicht völliges Eigenleben hatten, aber doch viel, sehr viel versprachen. Wir haben uns gleich gut unterhalten, ich behielt einiges zur Veröffentlichung die ein Erfolg wurde, auch sahen wir uns später außerhalb des Zeitungshauses.

Aber von diesem Abend an mied er mich, er bog in Seitenstraßen, wenn er mich von weitem kommen sah, er schlug scheu die Augen nieder, wen wir uns in einem Konzert plötzlich gegenüberstanden und vermied den Gruß. Er schämte sich wohl, daß er mir von seiner alltäglichen Not, von so banalen Dingen wie Mantel und Hemd gesprochen hatte, nachdem wir uns bei Marcel Proust, bei Aldous Huxley und Lukacz zu Gast geladen und über Kierkegaard, Trankl und Heym gesprochen hatten. Ich begriff diesen gekränkten Stolz und suchte ihm im Ausweichen zuvorzukommen. Merkwürdig blieb nur, daß der Jüngling seitdem keine Gedichte mehr sandte, daß auch andere Blätter, an die ich ihn empfohlen hatte, nichts mehr von ihm brachten, daß er schwieg. Ob man ihn hätte frieren lassen sollen? Ich weiß es nicht.

Vor ein paar Monaten erzählte mir ein Freund, Lenau sei — das wolle ein un-

HEIMAT 1944

Von Heinrich Zerkulen

Rheinland du, du Land der Reben,
Wirst gekeltert, um zu leben. —
Die dich leichten Sinnes wöhnen,
Wissen nichts von deinen Tränen.

Rheinland du, du Land der Frauen —
Die euch in die Augen schauen,
Ahnen stumm des Leides Mauer,
Eurer Söhne heiße Trauer.

Rheinland du, du Land der Lieder,
Alles, alles kommt ja wieder!
Morgen bringt ein heller Nachen
Euch zurück der Enkel Lachen.

Rheinland du, du Land der Sagen —
Von des Reiches Sieg getragen,
Wird die schönste aller Weisen
Herrlich deine Treue preisen!

gönnte, dünkte mich jedesmal wie ein Geschenk, das ich ihr überreichen durfte. Erlaubte sie ihren Händen doch nicht einmal an den Feiertagen zu rasten. An manchem sommerwarmen Sonntagnachmittag sah ich sie hinter den Heckenrosen sitzen, und die Kleider und Strümpfe ihrer vier Wildlinge ausbessern. Als ich sie einmal ermahnte, ihren Buben doch zu verbieten, ständig auf die Bäume und über die Mauern zu klettern, wehrte sie mit ihrem breiten Lachen ab: „Laß sie nur klettern! Die Löcher und Risse beweisen mir ja nur, wie gesund und glücklich sie sind.“

Endlich im Jahre 1910 durfte auch sie aufatmen. Das Ziel war erreicht, ihr Stolz und Ehrgeiz befriedigt. Beide Söhne hatten ein Handwerk gelernt und konnten als selbständige Menschen ans Leben abgegeben werden. Die Töchter waren gut verheiratet, und als glückliche Großmutter durfte sie jetzt die Sonntagnachmittage mit den Enkelkindern, der nun ebenfalls verheirateten Söhne verspielen.

Da kam der Weltkrieg... Ihr Erstgeborener mußte gleich einrücken. In dieser Nacht blieb ihr Bett unberührt. Mußte doch jedes Wäschestück von ihm noch einmal durch ihre Hände wandern, zwei Zuckerkuchen sollte er mitbekommen. Auch zwei Flaschen Wein, die längst einer besonderen Bestimmung harrieten, wurden dem sichern Verstecke entzogen. Um 10 Uhr vormittags war sie mit allem fertig, und seine Pakete lagen fertig auf dem Küchentisch. Ich trat gerade bei ihr ein, als sie ihm beide Hände auf die Schultern legte und sagte: „Sei tapfer Heinrich! Es geht um Weib und Kind und Vaterland!“

Der junge Mann schlang den Arm um ihren Hals, drückte sein Gesicht gegen ihre Wange, nickte mir zu und stürmte hinaus. In ihren Augen stand ein helles, feuchtes Schimmern, und ich wartete auf die Tränen, die dieser Glanz auslösen würde. Aber sie weinte nicht, doch das Glitzern blieb, strahlte wie der Abglanz ihres Herzens in die Worte: „Der Fritz — das war ihr Jüngster — wird sicher auch bald zur Ausbildung eingezogen werden, denn er hat ja noch nicht gedient. Aber Strümpfe und warme Sachen werd ich doch gleich für beide stricken, denn der Winter steht vor der Tür.“

Von nun an gehörte jede freie Minute dieser Beschäftigung. Die einzige Unterbrechung, die sie sich dabei gönnte, war dreimal täglich vor die Haustüre zu treten und in die Richtung zu blicken, aus der der Briefträger kommen mußte. Der Älteste schrieb auch oft aus Ostpreußen, wo er in den Masurenschlachten eingesetzt war. Und nach einigen Wochen kam auch schon die Nachricht aus Berlin, daß er dort fußkrank im Lazarett liege. Dies wollte ihr nun gar nicht in den Sinn. Ihr Heinrich, der immer wie ein Hase gelaufen war, sollte nun als Soldat mit den Beinen schlapp machen? Immer mißtrauischer, bat sie mich denn eines Tages auch in ihrem Namen an die Oberschwester zu schreiben, sie um Auskunft zu bitten, ob es sich bei dem Heinrich Packert nicht vielleicht doch um Schlimmeres handle?

Die Antwort kam umgehend von ihm selbst. Sie solle sich nur keine Sorgen um ihn machen! In der nächsten Woche hoffe er schon wieder an die Ostfront zu kommen. Sie solle ihm nur schnell noch einen großen Zuckerkuchen schicken, dann sei er sicher sofort ganz gesund. Sie warf den Brief auf den Küchentisch, schlug mit der Faust darauf und fing zu lachen an. Lachte mit glücklichem Glucksen, das ihr stoßweise aus der Brust kam, und ihr die Tränen in die Augen trieb. „Zuckerkuchen will er haben — der — der Lausbub! Ja, ja, Zuckerkuchen! Damit habe ich ihn schon als Kind immer am schnellsten kurieren können — Zuckerkuchen“, lachte sie immer wieder, bis ihr zuletzt doch ein verhaltenes Wesen in die Worte gurgelte, die doch nur verschweigen sollten, wie glücklich sie war, ihren Jungen gesund zu wissen.

Wenige Wochen später rief sie mir aus dem Küchenfenster zu, daß nun auch ihr Jüngster ausrücken mußte. Nun standen ihre beiden Söhne im Feld, und sie strickte — strickte —. Die langen Winterabende ohne Licht, denn sie war ihrer Hände sicher. Da

Der unversiegbare Quell

Von Carla Helene Hoermann

Schon als Kind habe ich sie gekannt, denn sie war unsere nächste Nachbarin. Sie wohnte wie wir am Rande des alten Buchenwaldes, der den breiten Hügelrücken überschattete. Zwischen unsern Häusern führte ein Feldweg ins Dorf hinunter, das mit seinen kleinen, sauberen Häusern und den schmucken Vorgärten sich am rechten Saufufer hinzog. Auch bei Gertrud Packert, so hieß sie, quollen allsommerlich die Heckenrosen über den Zaun und vergossen ihre Pracht verschwenderisch auf die Straße. Auch bei ihr glühten die Geranien in den Fenstern und in einer Mauerecke bot der Hollunder auf den weißen Blütentellern seine Gaben dar. Und manch Vorübergehender blieb einen Augenblick stehen und bewunderte das vielfarbige Blühen und Glühen der kleinen Blumenbeete. Ich selbst staunte immer nur, woher sie noch die Zeit für diese Gartenpflege nahm, mußte doch in Haus und Hof der fehlende Mann von ihr ersetzt werden. Oft sah man sie im Frühjahr, gleich

verbürgtes Gerücht wissen — auf Sizilien gefallen. Die Lieblinge der Götter sterben früh, sagt man. Vielleicht war dieser begabte Jüngling mit dem bohèmehaften Aussehen ein früh Vollender vielleicht begegnet wir doch noch einmal nachgelassenen Versen dessen, der Platen so gern zitierte: „Wer die Schönheit angeschaut mit Augen.“

nach Tagesanbruch, mit dem geschulterten Spaten auf ihren Gemeindeacker hinausgehen, oder am Wegrain Gras für ihre Ziege und Kaninchen sicheln. Gegen 7 Uhr verschwand sie dann wieder im Hause, und eine Stunde später stürmten die zwei Buben und die beiden Mädel in strahlender Reinlichkeit der Kleider und Schuhe den Feldweg zur Schule hinunter. Kurz darnach verließ auch die Mutter wieder das Haus, um sich den halben Vormittag bei andern nützlich zu machen, denn auch das Bargeld mußte von ihr geschafft werden.

Auch von uns wurde sie zu mancherlei Hilfeleistungen geholt, und ich hatte ihr als Kind des öfteren eine Bestellung auszurichten. Ich ging immer gerne zu ihr. Nicht nur wegen der kleinen Nascherei, die sie fast immer für mich bereit hatte, sondern weil ich auch wußte, jetzt wird sie sich in zwei Minuten hinsetzen, um genau aufzuzeichnen, was ich ihr zu sagen hatte. Diese Ruhe, die sie sich beim Zuhören

Herrn Gottfrieds weinselige Heimfahrt

Erzählung von Walter Schaefer/Brandenburg

„saß ich denn öfter bei ihr und lauschte mitbeglückt, wenn sie die losen Bubenstreiche wie unvergängliche Kostbarkeiten vor mir ausbreitete. Zwei volle Jahre las sie mir die Briefe der beiden jungen Krieger vor, betonte immer voller Stolz, daß sie stets in den vordersten Reihen kämpften. Bald schmückte das Eisenerz Kreuz erster Klasse die Brust des Ältesten. Der Jüngste war Unteroffizier geworden. Beide wollten demnächst auf Urlaub kommen.“

Aber die Tage vergingen, reichten sich schon zu Wochen, und immer wieder mußte die Staubschicht von den Möbeln gerieben, Tür und Fensterklinke neu geputzt werden, um Haus und Stuben im Festglanz zu erhalten. Unzählige Male trat sie am Tage vor die Haustüre und spähte den Feldweg hinunter, tröstete sich am Abend immer wieder: Morgen — ganz bestimmt kommen sie morgen. . .

Da, in der zweiten Augustwoche, an einem sonnengetrunkenen Sommertag, stand wie gewöhnlich vor der Haustüre, winkte ihr der Briefträger schon von weitem mit zwei großen Briefen, die sie ihm förmlich aus der Hand riß. Mit ahnungsschweren Herzen eilte sie ins Haus, sank auf einen Küchenstuhl und ließ, daß ihre beiden Söhne an einem Tage, in derselben Schlacht den Tod fürs Vaterland gefunden hatten. . .

Eine Stunde später kam die Nachricht auch zu mir. Unschlüssig, ob ich gleich zu ihr gehen sollte, blieb ich an unserem Gartentore stehen und lauschte zu ihr hinüber. Aber sie blieb unsichtbar und kein Laut drang aus ihrem Hause auf die Straße. Als ich auch gegen Abend noch immer nichts von ihr sah und hörte, packte mich plötzlich die Angst, und ich lief zu ihr hinüber. Ohne anzuklopfen betrat ich die Küche und blieb wie angewurzelt auf der Schwelle stehen. Sie saß am offenen Küchenfenster, sah aus weiten, trockenen Augen in den hindämmernden Sommerabend draußen und strickte — strickte mit derselben Emsigkeit, mit der sie immer gestrickt hatte. Ich drückte ihr stumm die Hand und setzte mich ihr gegenüber. Sie schien müde, um Jahre gealtert. Ihr großflächiges Gesicht war plötzlich kleiner geworden, blaß, und eingeschunken in ein Leid, das ihr wie eine Krankheit die Haut zusammenzog. Sie schwieg, auch ich wußte nichts zu sagen. Für eine Weile beherrschte nur das blecherne Flüstern der Stricknadeln die Stille in der Küche.

„Und für wen stricken Sie jetzt?“ fragte ich dann, zum ersten Male an ihrem Schmerze rührend. Darauf drehte sie das Gesicht näher zu mir her, und ihre Stimme klang brüchig, als störe sie inwendig etwas beim Sprechen.

„Für wen? — Na — für die andern halt.“

Gleich schickte sie ihre Blicke wieder hinaus ins Weite, wo sie teilnahmslos über all das sommerliche Blüten wanderten, fort — immer weiter ins Ungeheure, endlos Ferne schweiften, als suchten, folgten sie der großen Arme, mit der ihr Mutterherz nun für alle Ewigkeit unlösbar verbunden war. . .

Da schien sie mir heilig. Ich wurde andächtig beim Anblick dieser Frau. Denn nur in solchen Mutterherzen konnte jeder Quell entspringen, die vereint zu dem Strom der Liebe werden, der unser Volk durchfließt.

Wir wollten verreisen

Anni und ich wurden nicht fertig. Ich stand wie auf Kohlen. Endlich — „Glaubst du, Johannes, daß wir den Achterzug noch erreichen?“ Ich nickte. „Bestimmt. Jetzt haben wir genau dreiundzwanzig Stunden und dreißig Minuten wieder Zeit.“

Nicht eben sanft wird die Tür geschlossen hinter den drei Herren des hohen Rats zu Zürich, die ein wenig verwirrt und so eilig, wie's die Würde ihnen erlaubt, das Haus des Staatschreibers Gottfried Keller verlassen. Der aber kehrt grollend an seinen Schreibtisch zurück. Daß er heut morgen bei der Ratssitzung die behäbige feierliche Selbstgefälligkeit der Herren gewaltig erschüttert hat, weil er vernünftig genug über das Blütenweiß der Protokollblätter hin die ärgerliche Feststellung geburmt hat, die Hälfte des Rats seien Narren, das hat ihm den lang ertragenen Unmut von Herzen genommen; der hohe Rat indessen ist nach solchem Schreck nicht so leicht der gezielten Worte mächtig gewesen. Nun erst, zum sinkenden Abend, hat er den Herrn Staatschreiber durch eine dreiköpfige Deputation ersuchen lassen, die über alle Maßen kühne Behauptung durch eine reumütige Entschuldigung am gleichen Platze auszulügen. Herr Gottfried hat das Ansinnen zur Kenntnis genommen und es fürs erste dabei bewenden lassen. Weshalb denn die drei Ehrbaren einen hilflosen Gruß gelächelt haben und gegangen sind. Mögen sie sich immerhin die Köpfe zerbrechen über das, was der Herr Staatschreiber zu tun gedenkt. Der Herr Staatschreiber weiß das selbst noch nicht genau; er ist zur Zeit nur gewaltig erbost, und sein Grimm mildert sich durchaus nicht, da er unter den Briefschaften, die er durchblättert, wieder etliche findet, die, obwohl sie aus dem Auslande kommen, unzureichend frankiert wurden. Natürlich sind unter den Briefen zumeist wieder solche, in denen der Dichter des „Grünen Heinrich“ und der „Leute von Seldywia“ um seinen Namenszug gebeten wird; das Strafporto darf er dazulegen.

Unter solchen Umständen hat Herr Gottfried wahrlich Grund zum Unmut. Der wird nicht geringer, da er der Schwester gedenkt. Wird ein eifrig Götter gewesen sein heut in der Frühe, als die gute Regula vom hohen Fenster das Körbchen an langer Schnur herunter gelassen und der Briefträger ihr zugerufen hat, daß „wieder ein paar Falsche“ dabei seien. Da Herr Gottfried unter dem ansehnlichen Häuflein einen Brief besonderer Art findet, will sein Groll verfliegen vor der Freude darüber, daß Theodor Storm sich mit einem Gruß eingestellt hat. Doch kraust er sogleich wieder grämlich die Stirn. Der Herr Amtsrichter zu Hüsum ist, dem Himmel sei's geklagt, beharrlich; er verpöht durchaus, daß Zürich bereits seit dem Pakt von Münster und Osnabrück für einen Deutschen Ausland ist. Man wird daher in der Antwort gestehen müssen, daß das Strafporto für derlei Briefe zu Zürich manche Wortfelle zwischen Bruder und Schwester entfacht habe. Die Jungfer Regula Keller ist nun einmal ein gar eigenes Wesen, mit dem nur der Kluge gut fährt, der mit Vorbedacht jeglicher Anlaß zum Streit im vorhinein vom Wege räumt. Wie hat die Gute den Bruder doch vordem so heftig gescholten um des Stubs oder der Nässe willen, die er, vom abendlichen Umtrunk im „Pfaun“ heimkehrend, an den Schuhen in die Wohnung getragen haben soll. Seit Herr Gottfried nun nächstens vor dem Hause

die beiden Sünder von den Füßen zieht und auf Strümpfen die Stiege erklimmt, hat er den Frieden. Hat ihn gehabt bis gestern, da Regula ihn mit der Entdeckung gepeinigt hat, es seien drei Paar Schuhe spurlos verschwunden. Und weil er vor ihren Klagen sich nicht zu retten gewußt hat, so ist ihm am Ende kein besserer Rat eingefallen als der, es möge die Schwester, um der Vermissten wieder habhaft zu werden, Macht und Hilfe der heiligen Hermandad anrufen. Regula in ihrer Not ist denn auch sogleich zu den Herren der Polizei geeilt, so daß die Ruhe, eine Ruhe freilich nur der gespanntesten Erwartung, wieder ins Haus gezogen ist.

Herr Gottfried findet, da nun der Abend vorm Fenster steht, es habe der Tag genug der Unrast gebracht, und für den Weg zum „Pfaun“ sei es jetzt die rechte Zeit. Am Ende mag ihm beim Wein und im Kreis der Freunde einfallen, wie morgen den würdigen Männern des Rats zu antworten sei.

Im „Pfaun“ erwarten sie ihn schon, der Arnold Böcklin und der Rudolf Koller. Bald lächelt der Vaduzer auch Herr Gottfried freundlich aus dem Glase an, und knurrend redet er sich den Groll des Tages von der Seele. Der Pfauenwirt hat emsig anzuschaffen, und da die drei sich um Mitternacht zur Heimfahrt rüsten, vermögen die Füße es dem beschwingten Sinn durchaus nicht mehr gleich zu tun. Zudem hat ein plötzlich eingefallener Frost die zuvor regennassen Straßen gefährlich blank geputzt, also daß Koller und Böcklin es geraten

finden, der Tücke des Weges Arm in Arm zu begegnen. Doch ist die Vorsicht umsonst; der eine gleitet, der andere strauchelt ihm nach, und beide mühen sich nun, den Standpunkt wiederzugewinnen, der dem Menschen als einem Zweibeiner gemeinhin eigen ist. Das ist leichter gedacht als getan, zumal die beiden bei solchem Tun die Frage erörtern, wer von ihnen für den Sturz verantwortlich sei. Weil sie sich nicht einigen können, wird Herr Gottfried zum Richter aufgerufen. Der schaut angestrengt sinnend auf das Gezappel zu seinen Füßen, reißt sich die Nase und meint abschließend: „Wahrhaftig, ihr Sapperloter, ich kann euch nicht sagen, ob der Koller nun über den Böcklin gekollert oder ob der Böcklin über den Koller geböckelt ist.“

Für sich aber stellt der Herr Staatschreiber fest, daß von den beiden für die Fährnis der eigenen Heimfahrt eine Hilfe nicht zu erwarten sei; darum überläßt er sie scheltend dem Kampf mit der Glätte des Bodens und wandert allein fürbaß.

Daß Herr Gottfried dem eigenen Spürsinn zuviel zugemutet hat, das erkennt er eine halbe Stunde später, als er sich in den dunklen Gassen der Altstadt hoffnungslos verirrt hat. Doch steht zu seinem Glück unter einer Ecklaterne der Polizist Häberle, auf den er mit vorgestrecktem Zeigefinger alsogleich zusteuert: „Wissen Sie vielleicht, wo der Gottfried Keller wohnt?“

Der Häberle blinzelt mit verständnislosem Lächeln auf den kleinen Mann herab, der da auf den Sohlen

wippend und ein wenig schwankend vor ihm steht. „Aber Herr Staatschreiber, das sind Sie doch selbst!“

Herr Gottfried erstarrt zu dräuender Würde: „Ich habe Sie nicht gefragt, wer ich bin, sondern wo ich wohne!“ Doch läßt der Meister es hernach geschehen, daß der Hüter des Gesetzes, sanft seinen Arm fassend, ihn durch das Gewirr der Gassen lotst. Gegenüber dem Hause des Staatschreibers, vom Dunkel der Bäume überdacht, bleibt der Häberle stehen, indes Herr Gottfried zufrieden brummelnd die Straße überquert. Des nächtlichen Führers Blick freilich folgt dem Heimstrebenden, weil die von der Jungfer Keller am Morgen erstattete Anzeige ihm einen Verdacht geweckt hat, der sich am Ende jetzt bestätigen könnte. Darum wartet der Häberle nun regungslos und gespannt.

Auf den Stufen vor seiner Haustür sitzt indessen Herr Gottfried und zieht, wie's seit etlichem sein Brauch, die Stiefel von den Füßen. Schon hält er den linken Schuh in der Hand, da durchfährt's ihn wie ein Blitz: er hat die rechte Antwort an den hohen Rat gefunden. Jawohl, dies ist das Wort, das er den Herren vor die Füße schmettern wird wie ein tödlich treffendes Wurfgeschöß; so etwa! — In hohem Bogen saust der Schuh in die Nacht. Und gleich darauf, weil Herr Gottfried das Vorgefühl des Siegs noch einmal genießen will, folgt der zweite. Danach verschwindet der Meister auf seine Sohlen im Hause.

Am nächsten Morgen, Herr Gottfried hat bereits den Weg zum Rat angetreten, erscheint der Häberle in der Wohnung des Staatschreibers und übergibt der Jungfer Keller, ehrfurchtsvoll grüßend, ein Paar Stiefel und dazu das amtliche Protokoll des Polizeibüros, aus dem die besonderen Umstände der Auffindung zu ersehen sind. Dem Bericht ist die Vermutung hinzugefügt, daß die von der Jungfer Keller als verloren gemeldeten drei Paar Schuhe bei ähnlicher Gelegenheit und unter ähnlichen Umständen abhandeln gekommen sein dürften, sitemals der Herr Staatschreiber, nach der Heimkehr von höherer Gewalt auf die Treppe gesetzt, bei seinem Tun offenbar des Glaubens gewesen sei, daß er sich bereits in seinem Schlafzimmer befinde.

Jungfer Regula nimmt Stiefel und Protokoll gefährlich schweigend entgegen, und der Häberle ist froh, daß er bald und leichten Kaufs wieder davonkommt. Ihn dünkt, der Jungfer Schweigen verheißt dem Herrn Staatschreiber nichts Gutes.

Der aber steht um diese Stunde aufrecht vor seinem Protokoll, und die Blicke der Ratsherren sind erwartungsvoll auf ihn gerichtet. Und Herr Gottfried hebt an: „Meine gestrige Aeußerung, ihr Herren, nehme ich mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück und erkläre: die Hälfte des Rats sind keine Narren!“

Und setzt sich befriedigt nieder.

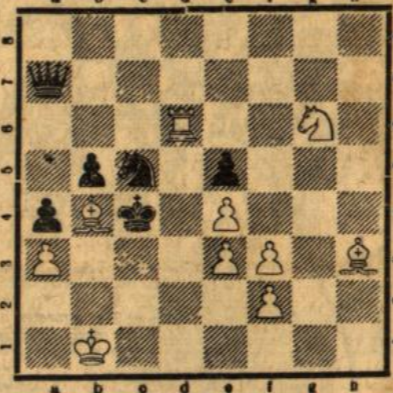
Die Lösung

Ein junger Kapellmeister erklärte dem Theaterdirektor: „Mit drei Hornisten komme ich bei der neuen Oper nicht aus; wir brauchen gerade doppelt so viel.“

Der Theaterdirektor ist ein guter Geschäftsmann und denkt scharf nach. Plötzlich leuchtet sein Gesicht auf: „Gut!“ ruft er. „Wir geben jedem eine Mark mehr. Aber dafür müssen sie doppelt so stark blasen!“

Zum Kopfzerbrechen

Schach Nr. 196
Urdruck
Emil Stock (RAD), Straßburg



Matt in zwei Zügen

Straßburg, Kongreßstadt

Heute geht ein dreitägiges Turnier um die Zonenmeisterschaft der KdF zu Ende. Der Sieger wird an der KdF-Schach-Reichsmeisterschaft teilnahmeberechtigt sein. Es kämpfen untereinander: Becker-Karlsruhe, Schuppler-Villingen, Wurster-Straßburg, Bender-Idar Oberstein, Zoller und Eichenmüller-Darmstadt. Das Turnier spielt sich im Konferenzsaal des Hotel Graf Zeppelin, Eugen-Würtz-Straße, ab.

Von Freitag, den 7., bis Montag, den 10. Juli wird Straßburg der Schauplatz eines Jugendturniers. Nahezu 20 jugendliche, die Besten ihres Bannes, kämpfen um den Titel eines Gebiets-

meisters, der berechtigt ist, an den Reichsmeisterschaften der HJ. in Wien teilzunehmen. Das viertägige Turnier findet in einem Saale der Verwaltungskademie, Jakob-Sturm-Staden, statt.

Heute findet in Stuttgart die letzte Ausscheidungsrunde zwischen Straßburg und dem letztjährigen Meister, Augsburg, um die großdeutsche Vereinsmeisterschaft statt.

Aufgabe Nr. 196 a. Weiß: K g1, S e4 und e4, L d3, Schwarz: K d1, B d2. Matt in drei Zügen. (von Havel).

Silberrätsel

Aus den 48 Silben: bau - ber - berg - bus - ca - der - din - dron - e - en - es - es - fi - flo - ga - gni - go - gol - ho - im - in - ka - ker - la - le - li - lun - mann - march - mark - mas - mel - ne - ni - nim - o - pest - rie - ril - sel - ser - sof - stadt - te - uk - ve - was - zau bilde man 16 Wörter, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwärts gelesen, eine Betrachtung ergeben. (st = 1 Buchst.).

1. menschenähnlicher Affe, 2. berühmter Chirurg, 3. Zierstrauch, 4. weiblicher Vorname, 5. Flugzeugführer des ersten Weltkrieges, 6. italienischer Opernkomponist, 7. Glorienschein, 8. Stadt in Bayern, 9. Sappengemüse, 10. vulkanische Dampfquellen, 11. Reiterabteilung, 12. Oper von W. A. Mozart, 13. preußische Landschaft, 14. Hüttenindustrie, 15. Hochtal der Schweiz, 16. Wasserpfanne.

Silberrätsel (Lösung)

1. Armierung, 2. Gießen, 3. Duerer, 4. Bremer, 5. Litze, 6. Schwindler, 7. Tivoli, 8. Elsa, 9. Pechmelke, 10. Kellerassel, 11. Cassino, 12. Nero, 13. Flieder. „Aeußerer Besitz schwindet viel schneller als innerer“.

aufgehoben.“ Als Ludwig die Hand fortnehmen vom Blatte der Inschrift, lesen die Freunde:
Grande Sinfonia Eroica.

Sebastian Hulleman darf von Rechts wegen mit der Würde auch den Titel eines Portiers am k. k. privilegierten Theater an der Wien für sich in Anspruch nehmen. Aber das will nichts besagen, denn es gibt Leute, deren Titel weniger bedeutet als sie sind. Vor Sebastian Hulleman jedenfalls zieht der Baron von Braun, Eigentümer und Intendant des k. k. privilegierten Theaters an der Wien, ebenso seinen Hut wie Kapellmeister von Seyfried und ein jeder der Herren Akteure. Keine Sängerin glanzvollen Namens, keine der Damen von Chor und Ballett unterläßt es je, Hulleman hinter dem Glasfenster seiner Loge huldvoll zu grüßen, bevor sie das Theater und ihre Garderobe betritt.

Das Glasfenster ist vom Staub der Jahre schattenhaft eingetrübt, erhaben über profanen Bemühen von Wasser, Seife und Leder. Hulleman aber, der hier seine Bleibe aufgeschlagen hat, erkennt die Mitglieder seines Theaters gleichsam durchsichtiger, als sie selber sich zu sehen vermögen, weil der endlose Wechsel der Rollen, ihrer Kostüme und ihrer Schminke sie unsicher und verwirrt macht in den Dingen der einfachen Wahrheit innerhalb der gegründeten Wirklichkeit. Wie sonst wäre es erklärlich, daß Baron von Braun nicht allzu selten eine Oper bringt, die durchfällt, und daß beinahe jeder Künstler hier und da Rollen übernimmt, daran er kläglich scheitert. Das Theater lebt vom Wagnis. Doch ein gelücktes Wagnis bedeutet noch lange keinen endgültigen Sieg. Jeder Abend

fordert die neue Erprobung, die der Werke und die der Künstler. Das Theater kennt keinen Stillstand. Der Triumph einer Leistung von heute zerfällt in einen Mißerfolg von morgen. Von solch ewigem Wagen und schwebendem Gewinnen und immer neuem Antreten zum Unternehmen Unsicher scheuert sich eines Ehrgeizigen dünnhäutiger Charakter blank wie der Hosenboden vom Hintern, wie der Aermel vom Ellenbogen.

Hulleman schätzt die neuartigen Konzertaufführungen nicht, die der Baron einzuführen für erwünscht hält. Im Theater wollen die Menschen ihre Oper sehen und kein Konzert hören, erst recht nicht am Sonntag. Ein Feiertag für das Ohr steht nicht jedem Menschen gleich mit einem solchen für das Auge. Wenn auch das Fenster der Portierloge schattenhaft eingetrübt ist, so hat trotzdem niemand einen klareren Blick für die Wünsche und Erwartungen der Theaterbesucher denn Sebastian.

„Große Sache, Hullemannchen!“ sagt zum Beispiel heute der Baron im Vorübergehen und zieht nach alter Gewohnheit den Hut. „Ist Herr van Beethoven schon im Hause?“

Sebastian verneint. Große Sache? Lieber Gott, denkt er und bemüht sich, seine eigene Meinung zu verbergen.

„Niemand in den Bühnenraum lassen, verstanden, Hullemann?“ Nun lacht Sebastian gerade heraus. Er erzählt dem Baron von einem Fremden, den er eben vor die Türe gesetzt hat, weil jener anscheinend die Portierloge mit dem Kassenraum verwechselte und dann auch noch zu großartig war, sich ordnungsgemäß auszuweisen.

(Fortsetzung folgt)

DER FEURIGE GOTT

ROMAN VON H. ZERKAULEN

Edmund Bayke, Verlag, Leipzig

33. Fortsetzung)

Doch auch Schuppanzigh, vertraut wie keiner der Freunde mit der verborgenen Geladenheit in Ludwigs Stummheit, kann dessen Gedanken heute nicht erkennen.

Das kommt daher, weil Schuppanzigh nichts weiß von dem Soldaten Gustav Korn, dem Einfachen. Mylord hat auch kein Beil zur Hand, das ist es! Ueberdies läßt sich eine Sinfonia nicht mit dem Beil zerschlagen. Immerhin, der Raube brüllt nicht, wie Schuppanzigh ob der gleichen Kunde aus der Ameise Weisheit im Treppenhause zu tun für richtig hielt. Beethoven denkt einzig — er weiß nicht, wer ihm die Gedanken lenkt — an Bernadotte! Wie recht behält der grobe, große Feindsoldat: ein Stern bedeutet nichts. Ludwig fügt für sich hinzu: und sei es tausendmal der Stern eines gesalbten Kaisers. Wer sich solchermaßen das eigene Ringen mit einem Titel lohnt, der hat sein Ziel erfüllt und seinen Gewinn bezeichnet. Gut! Der Dunkle schüttelte stumm das Haupt. Intitulata Bonaparte? Anders nennt Ludwig von Beethoven das Ziel der heißen Mühlen dieser Erden. Das Vorbild nennt er es, das der Held dem Menschen vorzuleben hat von einem Tag zum andern sein ganzes Leben hindurch. Ein solches Vorbild bedarf nicht äußerlich der Krönung, es bedarf aber

allezeit der inwendigen Erhebung aus Not und Zusammenbruch und den hundert Toden, die der Mensch stirbt, um ein Heidenziel mit reinen Händen sich zu nahen. Der Bauer Gustav Korn bleibt der größere Soldat. So groß ist er, daß er einfach wurde. Ludwig van Beethoven fühlt es so.

Noch immer schreit der Dunkle nicht. Ist die Stille bedrohlich? Hummel findet es nicht mehr. Frei bewegt er sich im Raum. Mit seinem kleinen Wissen um die großen Dinge erfüllt er die Stube. Die Demut ihrer Stille unterwirft sich dem Geschwätzigen. So will es scheinen. Nur Schuppanzigh läßt nicht aus mit seinem Blick. Und dann begibt sich doch etwas. Dies: Beethoven tritt schweigend an den Flügel. Er greift sich den Stoß einer Partitur vom Tisch heran. Er stellt sie vor sich hin. Schuppanzighs Augen saugen sich gleichsam an den innersten Kern von Ludwigs verdecktem Wesen. „Intitulata Bonaparte“ leuchtet es mit bergan klimmender Schrift von der Titelseite.

Und dann spielt der Raube, der Dunkle, der Einsame, der Gezeichnete seine Grande! Der Soldat Ludwig van Beethoven tritt an und streicht — das Feld der Schlachten, der nie vernarbenden Wunden, der Leiden, der Beladenheit aus dem Dämon, das Feld des Ansturms, der Verzweiflung, der Niederlagen, der Beessenheit, des Aufbäumens, der Ueberwindung und darum der Ehre — dieses Feld der Schlachten in der eigenen Brust glühend entzündend, streicht der Soldat Beethoven die Widmung an das Beispiel, daraus ein Kaiser wurde, aus!

Weil das fremde Vorbild seinen Lohn selbst gepflückt hat, verwirft es der Kämpfer Ludwig van Beethoven. Und

statt des Kaisers stellt der Unrastvolle den Heldenkampf selbst des gesendeten Menschen gegen den Ungott als Vorbild auf. Flamme werden muß der Brennende: das allein ist der Kampf des Helden, als Vorbild leuchtend durch die Ewigkeit der Zeit. Auf ihrem Grunde erklingt immerdar die Flöte des Hirten vom Hügel. Und immerdar stürmen die Regimenter der Verneinung gegen den reinen, schlichten Ton, entnommen der großen Ordnung, welche die Natur ist. Die Schläge des Einfachen donnern: ein Menschentier richtet sich aus dem Tier in das Wesen, aus dem Wesen in den Ruf der Blitze umblendeten Gottheit Himmels und der Erden. Die Hörner aus den schleudernden Urfeuern erschallen mit ihren Stimmen, welche die Tauben hören machen und die Toten erwecken aus ihren Grüften. Aufrecht durchsteht der Held seine Schlacht. Und stellt sich wieder, wenn der Ruf geschieht. Und immer. Bis in seinen letzten Augenblick. Und trägt dann eine Krone, die in seinen Augen ruht. Und ist dann ein Gesalbter aus dem Chrisam einer Oelung, die rot ist von ungezählten Wunden.

Intitulata Bonaparte?

Ludwig van Beethoven spricht kein Wort. Atemlos sehen die Freunde, daß der Dunkle schreibt. Ein Unsägliches streift fließend zu dieser Stunde über Menschensinn und Menschenwerk in der kargen Stube. Nichts Geringes hat mehr Raum. Hummel ist Schuppanzigh. Schuppanzigh ist Hummel. Im Wesen des Unsägliches stehen beide, verschworen dem Tauben im verhöhlten Geheimnis der Verwandlungen aus dem Befehl dessen, der da ist: „Alles, was ist, was war, was seyn wird, kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier

abgehoben.“ Als Ludwig die Hand fortnehmen vom Blatte der Inschrift, lesen die Freunde:
Grande Sinfonia Eroica.

Sebastian Hulleman darf von Rechts wegen mit der Würde auch den Titel eines Portiers am k. k. privilegierten Theater an der Wien für sich in Anspruch nehmen. Aber das will nichts besagen, denn es gibt Leute, deren Titel weniger bedeutet als sie sind. Vor Sebastian Hulleman jedenfalls zieht der Baron von Braun, Eigentümer und Intendant des k. k. privilegierten Theaters an der Wien, ebenso seinen Hut wie Kapellmeister von Seyfried und ein jeder der Herren Akteure. Keine Sängerin glanzvollen Namens, keine der Damen von Chor und Ballett unterläßt es je, Hulleman hinter dem Glasfenster seiner Loge huldvoll zu grüßen, bevor sie das Theater und ihre Garderobe betritt.

Das Glasfenster ist vom Staub der Jahre schattenhaft eingetrübt, erhaben über profanen Bemühen von Wasser, Seife und Leder. Hulleman aber, der hier seine Bleibe aufgeschlagen hat, erkennt die Mitglieder seines Theaters gleichsam durchsichtiger, als sie selber sich zu sehen vermögen, weil der endlose Wechsel der Rollen, ihrer Kostüme und ihrer Schminke sie unsicher und verwirrt macht in den Dingen der einfachen Wahrheit innerhalb der gegründeten Wirklichkeit. Wie sonst wäre es erklärlich, daß Baron von Braun nicht allzu selten eine Oper bringt, die durchfällt, und daß beinahe jeder Künstler hier und da Rollen übernimmt, daran er kläglich scheitert. Das Theater lebt vom Wagnis. Doch ein gelücktes Wagnis bedeutet noch lange keinen endgültigen Sieg. Jeder Abend

fordert die neue Erprobung, die der Werke und die der Künstler. Das Theater kennt keinen Stillstand. Der Triumph einer Leistung von heute zerfällt in einen Mißerfolg von morgen. Von solch ewigem Wagen und schwebendem Gewinnen und immer neuem Antreten zum Unternehmen Unsicher scheuert sich eines Ehrgeizigen dünnhäutiger Charakter blank wie der Hosenboden vom Hintern, wie der Aermel vom Ellenbogen.

Hulleman schätzt die neuartigen Konzertaufführungen nicht, die der Baron einzuführen für erwünscht hält. Im Theater wollen die Menschen ihre Oper sehen und kein Konzert hören, erst recht nicht am Sonntag. Ein Feiertag für das Ohr steht nicht jedem Menschen gleich mit einem solchen für das Auge. Wenn auch das Fenster der Portierloge schattenhaft eingetrübt ist, so hat trotzdem niemand einen klareren Blick für die Wünsche und Erwartungen der Theaterbesucher denn Sebastian.

„Große Sache, Hullemannchen!“ sagt zum Beispiel heute der Baron im Vorübergehen und zieht nach alter Gewohnheit den Hut. „Ist Herr van Beethoven schon im Hause?“

Sebastian verneint. Große Sache? Lieber Gott, denkt er und bemüht sich, seine eigene Meinung zu verbergen.

„Niemand in den Bühnenraum lassen, verstanden, Hullemann?“ Nun lacht Sebastian gerade heraus. Er erzählt dem Baron von einem Fremden, den er eben vor die Türe gesetzt hat, weil jener anscheinend die Portierloge mit dem Kassenraum verwechselte und dann auch noch zu großartig war, sich ordnungsgemäß auszuweisen.

(Fortsetzung folgt)

Tausch - Biete an:

Tennisschläg, 5 Bälle, geg. Som.-Kl., Gr. 44 u. Schuhe, 20, f. Abz. Wert...

Kristallkaraffe m. 6 h. Glas, od. D. Sommer, weiß, Leder, Gr. 38 od. schw. D-Schuh, Leder, Gr. 39 od. Kinderwagen, dklbl. geg. Kindersportwagen oder Armbanduhr mit evtl. Ausgl.-Zahlung. Zuschrift. u. 17.762.

D-Armbanduhr, gut schw. Marke, Flatin m. Brillant, bes. gg. Radio, Zusch. u. 17.964 an die N. Nachr. Ohringe m. Brillant, geg. schön. D.-Fahrrad. Zuschriften unter 18.035.

Geschäftsempfehlungen

Tischplatten u. Spermolithen alle Größen und Stärken sofort lieferbar. Abgabe nur gegen Einkaufsbeleg...

Inst. für Körperpflege

Wirtz-Str. 21, III. (Lift I. H.), Ruf: 27 21. Lichtäder, Gesicht, u. Körpermassage (nur f. Damen) Entfernung lästiger Haare und Warzen.

Theater Straßburg

Großes Haus (Adolf-Hitler-Platz) Sonntag, 2. Juli, 18.30-19.30 Uhr: „Prinz Friedrich von Homburg“...

Veranstaltungen

Straßburger Kunsthandl., Blauwolken-gasse 6. Sommerausstellung des Malers L. W. Großmann...

Sportveranstaltungen

Sommermeisterschaft der Fußballer: 1. Vorrunde: Sonntag, 2. Juli: Rensportclub - SV. Fegersheim...

Filmtheater

THEATER DER ZEIT, Alt. Weinmarkt: Neueste Bild. all. Welt. Kurze. Ab 10 U. Letzte. Vorst. 20.20 Uhr...

Immobilien - Kapitalien

Kl. Haus, 3 Z., Nebenräume, Gart. auf dem Lande, geg. Haus ohne Garten...

Unterrecht

Der Christiani-Fernunterricht bleibt in Betreuung seiner Fernschüler nach wie vor leistungstark...

Tiermarkt

Ochse zum Ablernen zu verkaufen. - Tränken Nr. 10. (60.287) Kuh od. Kalbin z. Schlachtpreis...